

Deutsche Zeitung

Wochen-Ausgabe

S. PAULO

Druck und Verlag von Rudolf Troppmair

BRASILIEN

Vertreter für Deutschland: Johannes Neider, Schöneberg-Berlin, Kaiser Friedrich-Strasse N. 7.

Abonnementspreis: Jährlich 12\$000. Ausland 20\$000. — Einzelne Nummern 300 rs. Inserate nach Uebereinkunft

Redaktion und Expedition
Rua Libero Badaró Nr. 64, 64 A - Caixa do Correio Y

Geschäftsstelle in Rio de Janeiro: Rua dos Ourives 91
I. Stock, Ecke der Rua S. Pedro :: Caixa do Correio 302

Nr. 44

São Paulo, 19. April 1913

IX. Jahrg.

Eine ereignisvolle Woche.

(Von unserem Spezialkorrespondenten.)

Berlin, den 20. März 1913.

Die international bedeutsamsten Vorgänge der Berichtswoche waren die Ermordung des Königs Georg von Griechenland in Saloniki, und der Sturz des Kabinetts Briand in Paris, Ereignisse, die in ihrer unerwarteten Plötzlichkeit so recht die Wahrheit des Dichterwortes illustrieren, daß mit des Geschickes Mächten kein ewiger Bund zu flechten ist.

Welche Tragik im Geschicke des dänischen Prinzen, der, seit er am 15. Juni 1863 als 18-jähriger den Hellenenthron bestieg, in 50-jährigem Kampfe gegen persönliche Unpopularität ständig für seine Krone fürchten mußte und nun in einem Augenblick hingerafft wurde, in dem sein Volk wirklich begeistert zu ihm, als dem Verwirklicher seiner kühnsten Hoffnungen emporblickte! Welche Tragik, daß dieser Fürst gerade im eroberten Saloniki und von der Hand eines Griechen fallen mußte!

Als Nachfolger dieses klugen Kaufmannes, der sich trotz persönlicher Schwunglosigkeit unzweifelhaft große Verdienste um sein Land erworben hat, bestieg der mit der Prinzessin Sophie von Hohenzollern, einer Schwester unseres Kaisers, vermählte, im deutschen Heere ausgebildete Kronprinz Konstantin den Thron. Auch er kennt bereits die Wandelbarkeit des Geschickes. Vor noch kaum 15 Jahren, nach dem unglücklichen Türkenkriege von 1897, war er für seine Landsleute der verhaßteste Feigling und Vaterlandsverräter. Heute aber ist er der vergötterte Sieger von Saloniki und Janina, dem man schon jetzt Denkmäler setzen will, und dem das Herz der Nation einmütig begeistert entgegen schlägt! Der gleiche Feind, der ihn damals erniedrigte, spürt jetzt seinen Fuß im Nacken. —

Irgendwelchen Einfluß auf den weiteren Gang der Balkanpolitik wird der Regierungswechsel in Griechenland kaum zu üben vermögen. Leiter der griechischen Politik war und ist Venizelos, der ränke reiche Kreter, den der ermordete König in glücklicher Stunde an seine Seite berief, und der als Vater des Balkanbundes und als eigentlicher Lenker der kollektiven Balkanpolitik wohl auch fernerhin dafür sorgen wird, daß sein groß angelegter Plan der Erhebung Griechenlands so wenig wie möglich gestört wird.

Der Wunschzettel, den die Balkanverbündeten in

allerdings weniger bittender, als arrogant fordernd der Form den Gesandten der Mächte als Antwort auf deren Vermittlungsvorschlag unterbreiten liessen, hat begreiflicherweise die hohe Diplomatie ein wenig verschnupft. Abtretung des westlich der Linie Rodosto—Kap Malatra belegenen Gebietes, einschließlich von Adrianopel und Skutari; Abtretung der ägäischen Inseln; Erklärung des „Desinteressements“ in Bezug auf Kreta; prinzipielle Anerkennung einer Kriegsentschädigung, an deren Festsetzung die Verbündeten teilnehmen; Vorbehalte in Bezug auf die staatsrechtliche und sonstige Stellung der in der Türkei lebenden Balkanbürger und endlich Fortdauer der Kriegsoperationen bis zum Friedensschlusse! — Etwas viel auf einmal und — das kann schon heute mit aller Bestimmtheit gesagt werden — etwas zuviel nach Ansicht der Mächte, denen es logischerweise nicht einleuchten will, wie die Balkanstaaten trotz der Erfolglosigkeit der zweiten Kriegsphase (in der höchstens die Eroberung von Janina durch die Griechen als Sieg erwähnenswert ist) dazu kommen, jetzt ihre schon übertriebenen früheren Forderungen noch zu erhöhen. In Konstantinopel hat man obige Bedingungen für ganz unannehmbar erklärt und die Mächte werden, zu allermindest in Bezug auf das Verlangen der Abtretung von Skutari, den gleichen Standpunkt einnehmen. Das hat Oesterreich bereits klipp und klar erklärt, und das beglaubigt auch unsere amtliche „Norddeutsche Allgemeine Zeitung“, die wörtlich schreibt: „Nach dem einmütigen Willen Europas soll Skutari, welches auch sein Schicksal in diesem Feldzuge sein mag, mit dem künftigen Albanien vereinigt werden.“ — Diese Erklärung ist um so bedeutsamer, weil Rußlands Stellung zu dieser Frage bisher nur in Bezug auf das noch nicht eroberte, nicht aber auch auf das eventuell gefallene Skutari definiert war.

Trotz dieser klaren Meinungsäußerung der Mächte machen die Montenegriner und Serben jetzt verzweifeltere Anstrengungen als zuvor, Skutari mit Hilfe eines ununterbrochenen, mörderischen Bombardements in ihre Hände zu bekommen. Daß ihnen dies aber auch im Falle des Erfolges wenig nützen wird, kann man schon aus der Haltung der amtlichen Presse in Belgrad erkennen, die bereits jetzt „das unglückliche Schicksal Montenegros und die Ungerechtigkeit Europas“ beklagt, also das serbische Volk auf den Mißerfolg vorbereitet. Mit Recht fragt die Belgrader „Stampa“, warum, wenn die Din-

ge doch so stünden, serbische Truppen vor Skutari zwecklos bluten müßten.

Der Eindruck des von seiten der Balkan-Däumlinge gemimten Kraftmeiertums auf die Londoner Botschafterkonferenz war übrigens so gering, daß man beschloß, die Antwort des Balkanbundes der Türkei gar nicht erst offiziell mitzuteilen, sondern die Forderungen als „ungeeignet“ zu verwerfen und „weitere Erklärungen“ der Balkanstaaten zu erbiten. Das heißt aus dem Diplomatischen ins Deutsche übersetzt, man wird jetzt mit sanftem Drucke vorgehen. Und wenn man den Nachrichten aus Rom glauben darf, so werden es nunmehr die Mächte sein, die „Vorschläge“ machen, dahinlautend, daß erstens Skutari zu Albanien kommt, daß zweitens die Inselfrage von den Mächten selbst entschieden wird, daß es drittens keine Kriegsentschädigung gibt, und daß viertens die Feindseligkeiten noch vor Beginn der Vermittlung einzustellen sind. —

Der Sturz des französischen Kabinetts Briand, den der Senat, beziehungsweise die von dem alten Ministerstürzer Clemenceau geführte oppositionelle Mehrheit desselben, durch Verweigerung eines Vertrauensvotums (161 gegen 128 Stimmen) veranlaßte, erfolgte bei Gelegenheit der Debatte über die neue Wahlvorlage der Regierung und ist deswegen ein rühmliches Zeugnis für den Geist der Aera Poincaré, weil Briand an dem Bestreben scheiterte, eine angemessene Vertretung der Minoritäten in den gesetzgebenden Körperschaften sicherzustellen.

Die Neubildung des Kabinetts wird speziell darum ihre besonderen Schwierigkeiten haben, weil Briands Stellung zur Wahlreform sich genauestens mit dem Programm deckt, auf Grund dessen Poincaré in Versailles gewählt wurde, weil also letzterer, wenn er seinem Programm nicht untreu werden will, an der Wahlreform festhalten muß, über die Briand stolperte. Da zudem diese Wahlreform von der Kammer angenommen und vom Senat verworfen ist, offenbart sich ein Konflikt zwischen den beiden gesetzgebenden Körperschaften, der die gegebene Lösung der Frage in einem Appell an die Wähler, also in der Auflösung eines oder des anderen Hauses der Gesetzgebung — wahrscheinlich des Senats — erblicken läßt. Allerdings spricht man auch von einem Vermittlungsministerium Bourgeois und von der Wahrscheinlichkeit einer Beilegung des Konfliktes im Interesse der Sicherstellung der dreijährigen Militär-Dienstzeit, die auch einem großen Teil der Opposition am Herzen liegt und deren Durchbringung durch ein Andauern der politischen Wirren gefährdet erscheint.

Aus internationalen Gesichtspunkten ist die neueste Ministerkrise in Frankreich übrigens kein schlechtes Zeichen. Noch vor wenigen Wochen würde man sie wohl vermieden haben, und so spricht das verweigerte Vertrauensvotum zugleich für das Vertrauen zur internationalen Lage.

Von den 500 Millionen der französischen Heeresvorlage hat die Kammer übrigens 80 Millionen gestrichen — zum sichtlichen Mißvergnügen unserer deutschen Rüstungsfanatiker, die förmlich nach Entschuldigung für diese aus deutschpatriotischen Gesichtspunkten doch eigentlich recht erfreuliche Tatsache suchen. Vermutlich fürchten die Herrschaften als Folge des „schlechten Beispiels“ eine Anregung zu etwas verringerter Belastung des eigenen Volkes, und dem muß natürlich vorgebeugt werden.

In den förmlich orakelhaften Sätzen, in welchen die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung“ die verehrlichen Steuerzahler sanft und allmählich auf die ihrer harrenden Ueberraschungen vorbereitet, beginnen jetzt beängstigende Wendungen aufzutauchen. Es ist da beispielsweise außer von den „Besitzsteuern“, die

das Dekorationsstück für die Popularisierung der neuen Heeresvorlage bilden sollen, auch schon ganz leise von „sonst noch erforderlichen Abgaben“ die Rede und — der Leser gedenke dieser Prophezeiung — letztere werden den Hauptbetrag der Erfordernisse liefern und als Konsumabgaben auf den Schultern des Volkes ruhen.

Das Volk „ist nicht unzufrieden“ hat Herr v. Maltzahn bei Erörterung des preußischen Dreiklassen-Wahlrechts auf dem jüngsten konservativen Parteitage erklärt. Herr v. Bethmann aber wird ihm verstehen und in seiner Gottgewollten Abhängigkeit die Bläulinge der Blaublüter zu schützen wissen!

Wo alles liebt, kann Karl allein nicht hassen . . . Auch die englische Regierung hat jetzt das Bedürfnis empfunden, 360.000 Pfund Sterling Erhöhung des Heeresbudgets zu verlangen, ein Betrag, der vor allem der Luftschiffahrt zugute kommen soll. Insgesamt werden 501.000 Pfund Sterling für den Flugetat gefordert.

Je eindringlicher unsere amtlichen Instanzen vor der Beeinträchtigung germanischer Rassenreinheit durch exotisch gerichtete Liebessehnsucht warnen, desto mehr scheint ein mehr oder minder farbiges Fell unsern Frauen gefährlich zu werden. Erst vor Kurzem hat die hohe Behörde in amtlicher Form unsere Berlinerinnen vor allzu offenherzigen Liebesbriefen an unsere Nigger-Landsleute in Afrika warnen müssen, und dieser Tage sah sich ein Berliner Chauffeur, nachdem er vergeblich alle zarteren Mittel versucht hatte, um seine bessere Hälfte aus den Banden eines chinesischen Don Juans zu befreien, genötigt, dem besagten gelben Adonis ein paar Kugeln in den Leib zu jagen. Ein schnurriges Ding, die Liebel!

Der dieser Tage wegen dreifachen Mordes zum Tode verurteilte Bäckergeselle Sternickel ist wohl eine der blutigsten Bestien in Menschengestalt, welche die Kriminalgeschichte überhaupt kennt. Außer einem Morde in Plagwitz, bei dem seine Beteiligung bereits feststeht, und einer ganzen Reihe von Bluttaten in verschiedenen Gegenden Deutschlands, deren er dringend verdächtig ist, werden ihm jetzt nicht weniger als 5 Kapitalverbrechen zur Last gelegt, die er in der Zeit vom 14. September 1910 bis zum 26. Februar 1912 in mehreren Orten Luxemburg begangen haben soll. In allen Fällen hatte der bisher vergeblich gesuchte Mörder die Leichen nach Sternickels Methode durch Feuer zu beseitigen gesucht.

Im Hagenbeckschen Tierpark Stellingen wurde ein Kassierer, der sich unbefugt in die Löwenschlucht wagte und einen Löwen mit der Peitsche schlug, von diesem niedergeworfen und schwer verletzt. Um ihn zu retten, mußte das wertvolle Tier erschossen werden.

Die wandlungsreiche Frau Toselli will der Abwechslung halber wieder mal Fürstin spielen. Sie hat dem alten Kaiser Franz Joseph den Vorzug ihrer Rückkehr nach Oesterreich in Aussicht gestellt, wenn man ihr ein Schloß nebst Zubehör, einen Hofstaat und Freiheit zum Spaziergehen innerhalb gewisser Grenzen zubilligen wolle. Diese Wünsche sollen Aussicht auf Erfüllung haben.

In Wien sind zur Strafe für einen Teilstreik 6000 Stuckateure ausgesperrt.

Börsartige Entgleisungen in künstlerischer und sonstiger Hinsicht sind die je 3 Millionen 2- und 3-Markstücke, die zur Erinnerung an die Unabhängigkeitskämpfe ausgegeben, mit recht als „ausgeprägte Mißgriffe“ bezeichnet werden. Die Münzen zeigen auf der Vorderseite einen ziemlich rupigen Raubvogel und in einem seiner Fänge eine Schlange, die man nach Belieben mit dem Paradies,

oder mit Napoleon in Zusammenhang bringen kann. Auf der Rückseite läßt sich Friedrich Wilhelm III. hoch zu Roß von jubelndem Volke huldigen. Am Rande liest man den Claren'schen Gedichtvers „der König rief . . .“ und das Motto „Mit Gott für König und Vaterland“. Das ganze aber ist ein würdiges Gegenstück zu unseren herrlichen Briefmarken.

Attentat auf den König von Spanien.

König Alfons XIII. von Spanien wäre beinahe das Opfer eines Attentats geworden. Der Monarch hatte dem Fahneneid der Rekruten beigewohnt und kehrte zu Pferde nach dem Palast zurück. An der Ecke der Straßen Alcala und Del Turco verließ ein junger Mann, der bis dahin in der ersten Reihe des schaulustigen Publikums gestanden hatte, das Trottoir und lief schnell auf den König zu, auf den er drei Revolverschüsse abgab, ohne ihn jedoch zu verletzen. Der Attentäter wurde sofort von einigen Militärschülern ergriffen und zu Boden gerissen. Es gelang ihm aber doch noch, den rechten Arm frei zu bekommen und weitere zwei Schüsse abzugeben, die ebenfalls ihr Ziel verfehlten. Nur das Pferd des Monarchen wurde an der Brust leicht verletzt. Wie bei früheren ähnlichen Anlässen, so bewahrte König Alfons XIII. auch diesmal seine Ruhe. Er soll beim Fallen der Schüsse „Hoch Spanien!“ gerufen haben. Als die Offiziere seines Gefolges ihn umringten, sagte er: „es war nichts.“ Das Publikum versuchte, den Attentäter zu lynchen, der Polizei gelang es aber, ihn zu beschützen. Er wurde nach dem Automobil des Ministerpräsidenten, Grafen Romanones, gebracht, mit dem er und ein Franzose, der sich in seiner Gesellschaft befunden hatte, nach der Polizei geführt wurden. Auf der Polizei stellte es sich heraus, daß der Attentäter ein Spanier namens Rafael Sanchez und seines Zeichens Tischler ist. Er sei vor kurzem als gefährlicher Anarchist aus Frankreich ausgewiesen worden und habe darauf in Barcelona Wohnsitz genommen. Vor ungefähr sechs Wochen sei er nach Madrid gekommen und habe dort in einer Tischlerei Beschäftigung gefunden. In dieser Werkstatt habe er bis Freitag gearbeitet. Nach der an dem genannten Tage erfolgten Lohnauszahlung sei er von der Arbeit weggeblieben. — Nach dem Attentat begleitete eine kompakte Menschenmasse den König bis an den Palast und brachte auf ihn Hochrufe aus. Der König erschien auf dem Balkon des Palastes, zuerst allein und dann in Begleitung seiner Gemahlin und seiner Kinder. Die Jubelrufe nahmen dann kein Ende. — Die Polizei hat in betreff des Attentäters noch gar nichts festgesellt. Man glaubt an ein Komplott, er selbst leugnet es aber und will aus eigenem Antrieb gehandelt haben. Ob der Franzose, der in Gesellschaft Sanchez' verhaftet wurde, ein Mitwisser oder gar Mitbeteiligter ist, weiß man noch nicht. Es wurde festgestellt, daß Sanchez in Madrid mit einer jungen Frau zusammenlebte und diese ist auch schon gefunden worden. Sie stellt es nicht in Abrede, mit Sanchez zusammengelebt zu haben, sagt aber, daß es ihr nicht bekannt gewesen sei, welcher politischen Richtung der 26jährige Tischler angehörte. — Die Polizei wird vor allen Dingen sich bemühen, einem Komplott auf die Spur zu kommen, denn ein solches ist, obwohl Sanchez es bestimmt in Abrede stellt, möglich. — Die Freude über das Mißlingen des Mordanschlags hat sowohl in Spanien wie in anderen Ländern, wohin die Kunde gedrungen, eine aufrichtige Freude erweckt und wird das Attentat von allen politischen Parteien auf das schärfste verurteilt.

Die polizeiliche Untersuchung hat bereits festgestellt, daß der Attentäter, Raphael Sanchez, wie es schon von Anfang an vermutet wurde, ein Unzurechnungsfähiger ist. Er hat sich vor zwei Jahren in Valencia zum Militärdienst gestellt, ist aber zurückgewiesen worden, weil er an epileptischen Anfällen litt. — Der französische Sprachlehrer Bosch, der mit Sanchez zusammen verhaftet wurde, ist auf freien Fuß gesetzt worden, weil es sich unzweifelhaft herausgestellt hat, daß er nur zufällig neben dem Attentäter gestanden hat. Er hat gegen sich den Verdacht besonders dadurch erregt, daß er nach dem Fallen der Schüsse zu entkommen suchte, das hat er aber aus Selbsterhaltungstrieb getan, denn er mußte fürchten, bei dem großen Durcheinander, das nach dem Attentat entstand, zu Schaden zu kommen. — Auch der Anarchist Antonio Lozano, der nach dem Attentat festgenommen wurde, ist bereits entlassen worden, denn die Untersuchungsbehörde ist zu der Ueberzeugung gekommen, daß er mit dem Mordanschlag nichts zu tun hatte. — Es ist auffällig und besorgniserregend, daß fast alle Attentäter, die gegen einen Monarchen die Mordwaffe erheben, bei näherer Untersuchung sich als Epileptiker herausstellen. Dalba, der auf den italienischen König schoß, litt an dieser Krankheit, und der Mörder des Königs der Hellenen, Schimas, ebenfalls.

Wochenschau.

Deutschland.

— Die „Vossische Zeitung“ hat ganz unnützer Weise eine große Sensation hervorgerufen. Das Blatt brachte die Meldung, daß einige Häuser in Kolmar, Oberelsaß, mit der Marconi-Station auf dem Eiffel-Turm, Paris, in Verbindung ständen und im Fluge war aus dieser Meldung eine große Spionagegeschichte gemacht. Man wußte in Berlin schon, welche Nachrichten von Kolmar nach Paris übermittelt worden waren. Schließlich stellte sich aber heraus, daß es sich um Versuche handelte, von welchen die beiderseitigen Regierungen wußten.

— Die Debatten über die Bewilligung der zur Durchführung der Heeresvorlage benötigten Kredite werden lebhaft. Die Konservativen und die Klerikalen sind gegen die Erbschaftssteuer, die von den liberalen Elementen des Reichstags angenommen wird. Der Zentrumsmann Karl Friedrich Speck hat den Vogel abgeschossen. Er hat beantragt, daß die Sozialdemokraten von der Abstimmung über die Kredite ausgeschlossen werden sollen. Die Sozialdemokraten sind natürlich für die Steuer, weil diese die schwersten Lasten auf die stärksten Schultern legt. Herr Speck will deshalb den Sozis das Stimmrecht entziehen. — Wo ist aber die Begeisterung geblieben, die für die Heeresvorlage gerade in den konservativen Kreisen herrschte? Es wurde immer betont, daß die Vermehrung des Heeres unbedingt notwendig sei, da Deutschland eine große Gefahr drohe. Man sprach davon, daß man Hab und Gut schützen müsse, jetzt aber, wo es sich darum handelt, diesen verlangten Schutz zu bezahlen, da hört die Begeisterung auf und die Herren knöpfen die Taschen zu. Wenn Hab und Gut beschützt werden sollen, dann sind doch in erster Linie diejenigen Kreise daran interessiert, die etwas besitzen und diese sind vor allem die Grundeigentümer. Trotzdem wird die sehr berechnete und sehr vernünftige Steuervorlage zurückgewiesen. Das nennt man Patriotismus auf Kündigung.

Die neuesten Meldungen enthalten so gut wie gar nichts. Der Telegraph hat sich darauf beschränkt, die Äußerungen verschiedener Staatsmänner über die Lage wieder zu geben. Neues meldet er nichts. Vor Skutari ist noch alles beim Alten. Die Kriegsschiffe haben die Blockade geschlossen; die Montenegriner scheinen sich aber darum nicht zu kümmern. — Panslavistische Manifestationen sind anscheinend keine vorgekommen, denn es wird dergleichen nicht berichtet.

— Die Havas setzt das Gerücht in die Welt, daß der zweite Sohn des deutschen Kaisers, Prinz Eitel Friedrich, sich mit der Großfürstin Olga Nikolajewna, ältesten Tochter des russischen Zaren, verloben werde. Der Prinz ist aber schon seit sieben Jahren mit der Herzogin Sophie Charlotte von Oldenburg verheiratet!

— Anlässlich der Hochzeit der deutschen Kaiserstochter mit dem Prinzen von Cumberland werden mehrere europäische Fürsten in Potsdam sich ein Stelldichein geben. Kaiser Wilhelm hat Nikolaus II. zur Hochzeit eingeladen und der Zar hat die Einladung bereits angenommen.

— Die „Kölnische Zeitung“ beklagt sich darüber, daß das deutsche Kapital in der letzten Zeit nach der Schweiz auswandert und schreibt diese Erscheinung den Kriegsgerüchten zu.

— Ein Hamburger Kaufmann hat seinem bedrängten Herzen gegen die paulistaner Staatsanleihe Luft gemacht. Er hat an drei Reichstagsabgeordnete ein Telegramm gerichtet, in dem er sich darüber beschwert, daß São Paulo mit deutschem Gelde die Valorisation verlängern wolle, die Deutschland schon um mehr als dreihundert Millionen Mark geschädigt habe. — Die Summe wird ja immer größer. Bis vor kurzem hieß es, daß die Valorisation Deutschland zwanzig Millionen Mark gekostet habe; Abgeordneter Erzberger erhöhte die Summe auf hundertundfünfzig Millionen und der Hamburger Kaufmann hat sie noch einmal verdoppelt. Wenn es so weiter geht, dann werden wir bald hören, daß Deutschland durch São Paulo um eine ganze Milliarde geschädigt worden sei. — Auch verschiedene Berliner Zeitungen greifen die paulistaner Anleihe beständig an.

— Der Jahresbericht der Direktion der Deutschen Südamerika Bank schlägt die Verteilung einer Dividende von fünf Prozent vor. Die Situation der Bank wird als eine sehr günstige bezeichnet. Die Reineinnahmen im Jahre 1912 betrugen 1.294.083 gegen 1.220.431 im vorherigen Jahre.

— Die Debatten über die Militärkredite wurden geschlossen und das Projekt ging an die Budgetkommission. Reichskanzler Bethmann-Hollweg erklärte sich ganz entschieden gegen die Erbschaftssteuer. In seiner Rede dankte Herr von Bethmann-Hollweg allen Deutschen, auch den im Auslande lebenden, die zu der Sammlung für die Flugspende beigetragen haben. — Die Ablehnung der Erbschaftssteuer wird auf die größeren Volkskreise keinen angenehmen Eindruck machen.

— In Berlin verstarb eine der bekanntesten Persönlichkeiten Deutschlands, der Tierhändler Karl Hagenbeck. Der in ganz Deutschland hochgeschätzte Mann war am 10. Juni im Jahre 1844 in Hamburg geboren. Im Jahre 1866 übernahm er das Tiergeschäft seines Vaters und brachte es zu einer großen Bedeutung. Er unternahm viele Reisen durch alle Weltteile und brachte alljährlich 4—5 Tiertransporte nach Deutschland.

— Die öffentliche Meinung befaßt sich mit einem unliebsamen Zwischenfall, der sich in Nancy, Frankreich, ereignet hat. Einige Deutsche, die in Gesellschaft von zwei Damen eine Varieté-Vorstellung beiwohnten, wurden von einigen jungen Franzosen

belästigt. Nach der Vorstellung gingen die Deutschen nach einem Trinklokal und die Franzosen folgten ihnen. Die Deutschen bewahrten ihre Ruhe, die Franzosen wurden aber immer frecher und zwölf von ihnen drangen sogar in den Eisenbahnzug, mit dem die Deutschen wegfuhren, und beschimpften sie, ohne daß die Polizei sich darum gekümmert hätte. Nach einer Version sollen sich französische Offiziere unter den Frechlingen befunden haben. Dieser Fall, der auf die vielgelobte französische Kultur ein grelles Schlaglicht wirft, wurde dem deutschen Botschafter in Paris zur Kenntnis gebracht, und der hat sofort von der französischen Regierung Aufklärung verlangt. Der französische Minister des Äußern hat diese Aufklärung auch versprochen und wird sie nach dem Empfang des Berichtes der Behörde in Nancy der deutschen Botschaft zugehen lassen. — Der Zwischenfall kam auch schon im deutschen Reichstag zur Sprache. Der Staatssekretär des Auswärtigen Amtes erklärte, daß die verhöhnten Deutschen Studenten gewesen seien und ihre Angreifer französische Offiziere. Die deutsche Regierung werde von Frankreich verlangen, daß die in der Republik wohnhaften oder reisenden Deutschen geschützt werden. — Die Ausführungen des Staatssekretärs wurden sehr beifällig aufgenommen. Nach ihm sprach der sozialdemokratische Abgeordnete Georg Ledebour, der die Ansicht vertrat, daß Frankreich Deutschland volle Genugtuung geben müsse. — Die ganze Presse befaßt sich mit dem Zwischenfall und spottet über die vielgelobte französische Höflichkeit.

— Der deutsche Finanzschriftsteller Jallen veröffentlichte in Berlin einen sehr günstigen Artikel über die paulistaner Staatsanleihe. Er verlangt, daß die Titel dieser Anleihe an der Berliner Börse zur Notierung zugelassen werden.

— In der Dienstsitzung des Reichstages sprach der Unterstaatssekretär des Auswärtigen Amtes, Herr Zimmermann, über den deutsch-bolivianischen Handelsvertrag und wies dabei die Angriffe zurück, die von dem Zentrumsabgeordneten Joseph Pfeiffer gegen den deutschen Gesandten in La Paz gerichtet worden waren. Herr Zimmermann hofft, daß das bolivianische Parlament den Handelsvertrag bestätigen werde.

Von den Balkanländern.

Die Belgrader Zeitungen veröffentlichen die in den letzten Tagen oft genannte Note des russischen Ministeriums des Äußern an die Kabinette der anderen Großmächte. Der erwartete „schlechte Eindruck“ ist ausgeblieben, denn die Serben sehen ein, daß dieses der richtige Weg zum Frieden ist und nach dem Frieden sehnt sich alles. Der Frühling ist da; die Erde muß bearbeitet werden und deshalb wollen auch die Serben den Säbel und das Gewehr an den Nagel hängen, um hinter dem Pfluge einherzuschreiten. Nur das kleine Montenegro will sich noch nicht fügen, das ist aber das letzte Räuspern. — Montenegro muß die Waffen strecken. — Bulgarien ist ebenfalls friedensfreundlich gesinnt. — Im deutschen Reichstag hielt der Staatssekretär des Auswärtigen Amtes, Herr Jagow eine Rede über die internationale Lage und stellte fest, daß jetzt kein Grund zu Besorgnissen mehr vorhanden sei.

Montenegro ist entschlossen, den Kampf fortzusetzen und auch ohne die serbische Unterstützung Skutari weiter zu belagern. Das ist nichts anderes als Selbstmord und allmählich muß man den Eindruck gewinnen, als ob Nikita auf seine alten Tage den

Verstand verloren hätte. Seine Devise ist: Ohne Skutari kann Montenegro nicht leben, und da wir es nun nicht bekommen sollen, so sterben wir alle mit Ehre. Die Montenegriner scheinen nicht vernünftiger zu sein als ihr König, denn sie alle sprechen mit großer Begeisterung vom gemeinsamen Sterben vor den Wällen Skutaris.

Zwischen den bulgarischen und den türkischen Streitkräften ist es bei Tschataldseha zu einem Waffenstillstand gekommen. Dieser Waffenstillstand, der zehn Tage dauern soll, ist ohne die Vermittlung der Diplomatie von den Oberbefehlshabern, General Sawow und Izet-Pascha abgeschlossen worden. Man meint allgemein, daß die Einstellung der Feindseligkeiten der Diplomatie die Friedensarbeit erleichtern wird. — Die Absicht, nach Konstantinopel zu gehen, soll Bulgarien aufgegeben haben, denn er hoffe, seine Zwecke auch ohne die Bedrohung der türkischen Hauptstadt erreichen zu können. — Aus allem ersieht man, daß die Gegner abgespannt sind, und Europa ist es nicht minder. Alles sehnt sich nach dem Frieden, nur das kleine von der Selbstmordmanie befallene Montenegro will von dem Frieden nichts wissen.

Santos.

Die Wochen-Ausgabe der „Deutschen Zeitung“ ist im Einzelverkauf in Santos bei Herrn Paiva Magalhães (Zeitungs-Agentur), Rua Sto. Antonio 84, in der Nähe des Largo do Rosario, zu haben.

Notizen.

São Paulo.

Eisenbahn von São Paulo nach São Sebastião. Es ist ein alter Plan, den guten Hafen von São Sebastião an der Paulistaner Küste durch eine Eisenbahn mit dem Innern zu verbinden, um sowohl den Hafen von Santos und die São Paulo Railway zu entlasten als auch für einen großen Teil des Hinterlandes den Weg nach dem Meere abzukürzen. Verschiedene Projekte existieren schon, und es ist sogar eine Konzession verliehen worden, die aber nie zur Verwirklichung gelangte. Nun haben die Herren Coronel A. Ximeno Willeroy, Silvio A. Penteado und Luis dos Santos Dumont von Paulistaner Ackerbausekretariat eine neue Konzession erbeten. Sie wollen nicht, wie bei früheren Projekten der Fall war, São Sebastião mit einer Station der Zentralbahn oder sogar darüber hinaus der Mogyana verbinden, sondern mit der Staatshauptstadt. Es ist gar nicht unmöglich, daß die Konzession erteilt wird, denn da die Bundesregierung unter dem Einfluß der Companhia Docas dos Santos den Ausbau jenes Hafens verhindert, der für São Paulo eine Lebensfrage ist, wird der Staat genötigt sein, seine Hauptstadt mit einem der anderen Häfen der Paulistaner Küste zu verbinden. Dafür kommt natürlich in erster Linie São Sebastião in Frage, nicht nur, weil es nach Santos der Staatshauptstadt am nächsten liegt, sondern auch weil sein Hafen besser ist als die übrigen, also mit den geringsten Kosten ausgebaut werden kann. Sollte die Konzession erteilt werden, so kann man das ohne weiteres als den ersten Schritt zur Erschließung von São Sebastião für den Weltverkehr ansehen, ein Schritt, der selbstverständlich freudig zu begrüßen wäre.

Der Ackerbausekretär, Herr Dr. Paulo de Moraes Barros, der morgen eine Reise nach Deutschland antritt, wird mindestens sechs Monate von São Paulo wegbleiben. Sein Vertreter wird doch,

wie es zuerst hieß, Herr Dr. Altino Arantes sein.

Staatsanleihe. Der Herr Staatspräsident erhielt am Montag ein Telegramm von dem Bankhause Schroeder mit der Mitteilung, daß die in London aufgelegte Staatsanleihe mehrfach überzeichnet worden sei.

Konsularkorps. Für die Dauer der Abwesenheit des Herrn Ernst Bormann ist Herr Otto Uebele, Gerent der Firma Theodor Wille & Co., in Santos, als Leiter des kais. deutschen Konsulats in Santos anerkannt worden.

Die Angelegenheit der falschen Diplome dürfte bald aufgeklärt werden. Die mit der Untersuchung beauftragte Polizeibehörde hat diese abgeschlossen und die Akten an den Kriminalrichter geleitet. Es ist unzweifelhaft festgestellt worden, daß in dem Gymnasium Sylvio de Almeida Diplome verkauft worden sind und jetzt bleibt nur noch übrig, den Schuldigen zu ermitteln. An dem Geschäft können beteiligt sein der Direktor, der Sekretär, der Regierungsfiskal und noch ein Beamter des Gymnasiums. Sie wollen natürlich alle unschuldig sein und der Untersuchungsrichter wird nicht wenig Arbeit haben. — Der Fall ist, wie schon seinerzeit gesagt, von dem Direktor der Medizinischen Fakultät, Herrn Dr. Arnaldo Vieira de Carvalho, aufgedeckt worden. Ihm wurde denunziert, daß die von dem Gymnasium Sylvio de Almeida ausgestellten Diplome gekauft seien, er wollte es aber nicht glauben, bis ihm zu Ohren kam, daß ein Zögling des Staatsgymnasiums, der dieses Institut nur zwei Jahre lang besucht und sich dazu nicht besonders ausgezeichnet habe, sich im Besitze eines von dem Gymnasium Sylvio de Almeida ausgestellten Diploms befinde. Da er selber sich mit der Sache nicht befassen konnte, so bat Dr. Arnaldo Vieira einen Freund, Herrn Dr. Alexandrino Pedroso, dem Gerücht auf den Grund zu gehen. Dieser schickte einen jungen Mann seines unbedingten Vertrauens nach dem Gymnasium Sylvio de Almeida, um dort ein Diplom zu erstehen. Der junge Mann, seines Zeichens Diener, gab als seinen Namen Francisco Lübeck an und es gelang ihm, für 880\$000 ein Diplom zu erstehen. Jetzt war der Beweis des Schwindels da. Das an „Francisco Lübeck“ ausgestellte Diplom ist den Untersuchungsakten beigegeben.

Ausstellung von Lebensmitteln. São Paulo hat die Einladung erhalten, an der in Berlin zu veranstaltenden Ausstellung von Lebensmitteln teilzunehmen. Die Regierung hat den Empfang der Einladung mit Dank bestätigt und jedenfalls wird der Staat sich vertreten lassen.

Schlachthaus in Barretos. Morgen, den 10. April, wird in Barretos das große Schlachthaus der „Companhia Frigorifica e Pastoril“ eingeweiht. Aus diesem Anlaß hat der Präsident der genannten Gesellschaft, Herr Antonio Prado, die Vertreter der Presse und andere Herren zur Besichtigung des neuen und erstklassigen Etablissements eingeladen. Die Geladenen fahren heute morgen mit dem um 7 Uhr 5 Minuten abgehenden Zuge nach Barretos ab. Für die uns zugegangene Einladung sagen wir unseren besten Dank.

Einwanderung. Seit dem 1. Januar sind in Santos 31.846 Einwanderer angekommen. Heute und morgen werden wieder Immigranten erwartet, so daß die Zahl der Einwanderer bald 33.000 erreicht haben wird.

„Gazeta Clinica.“ Es heißt, daß einige hiesige Aerzte eine fachwissenschaftliche Zeitschrift gründen wollen. Es ist möglich, daß die neue Zeitschrift, die „Gazeta Clinica“ heißen soll, mit der bereits bestehenden Zeitschrift „São Paulo Medico“ verschmolzen wird.

Hospital Briccola. Der italienische Großkapitalist, Herr João Briccola, hat, wie berichtet, bei seiner Abreise nach Europa die Hälfte seines auf ca. fünfzehntausend Contos geschätzten Vermögens der hiesigen Santa Casa vermacht. Diese hochherzige Schenkung wird nach dem Beschluß der Krankenhausverwaltung eine sehr anerkennenswerte Verwendung finden. Man wird in der Braz, dem eigentlichen Arbeiter- und Italienviertel São Paulos, ein neues Krankenhaus bauen und ihm den Namen „Hospital Briccola“ geben. Eine solche Verwendung des großen Fonds wird jedenfalls den Gedanken seines Stifters entsprechen. Mit diesem Krankenhaus hat Herr Briccola der armen Bevölkerung São Paulos im allgemeinen und seinen Landsleuten im besonderen ein unvergeßliches Geschenk gemacht und ihm selbst ist damit hier ein seiner würdiges Denkmal gesetzt.

Bank bestohlen. Die Freunde fremden Eigentums werden immer kühner und unternehmungslustiger. Vor einigen Tagen wurde in Bebedouro ein regelrechter Bankdiebstahl ausgeführt. Das geschah wohl nicht nach Pariser Methode mit dem Browning in der Hand, sondern zur dunklen Nachtstunde und unter Anwendung minder gefährlicher, aber dennoch sehr moderner Instrumente. Die Spitzbuben drangen in den „Banco de Custeio Rural“, erbrachen den Geldschrank und ließen außer verschiedenen Wertpapieren auch 37 Contos in bar mitgehen. Die müssen demnach sehr gut ausgerüstet gewesen sein und das „Handwerk“ verstanden haben. Die hl. Hermandad sucht jetzt nach ihren Spuren. Der Gauner hat aber nur einen Weg, die Polizei hat dagegen viele Wege, da sie den Dieb überall vermutet.

Das Schwurgericht hat gestern einen gewissen Roberto Moscardini, der im Oktober vorigen Jahres seine eigene zwölfjährige Tochter vergewaltigt hat, zu einem Jahre und drei Monaten Zellenhaft verurteilt. Die Verteidigung des Wüstlings durch Herrn Dr. Augusto Covello war geradezu — klassisch, denn sie zeigte, daß es für einen gewandten Advokaten keine Unmöglichkeiten gibt. Mit einem kolossalen Aufgebot von Beredsamkeit wies Dr. Covello nach, daß das Zeugnis einer Frau keine Giltigkeit habe. Die Frauen besäßen eine zu starke Phantasie und diese schaffe Bilder, die sie für Wahrheit hielten. Dazu sei die vergewaltigte Tochter noch nicht vierzehn Jahre alt und ein Kind unter diesem Alter könne nach dem Gesetz überhaupt nicht Belastungszeuge sein. Der erste Belastungszeuge sei aber ein Bruder des Opfers und deshalb verdächtig. Also existiere gegen Moscardini keine Beweise und seine Freisprechung eine Forderung der Gerechtigkeit. Die Geschworenen gingen auf diese Ausführungen nicht ein; sie verurteilten aber den Satyr, der die höchste Strafe verdient hätte, zu der geringsten. — Wir möchten nur wissen, was Herr Dr. Covello über die Glaubwürdigkeit der Aussage einer Frau sagen würde, wenn sie nicht Belastungs-, sondern Entlastungszeuge wäre, und ob er es nicht fertig brächte, unter veränderten Umständen das Zeugnis eines Kindes über das Zeugnis eines Mannes zu stellen.

Ausstellung von künstlerischen Prunkmöbeln. Zurzeit hat die rühmlichst als allererstklassiges Etablissement ja hinlänglich bekannte große Möbelfabrik „A Residencia“, Blumenschein & Cia., São Paulo, Rua Dr. Fausto Ferraz 11 bis 13, Paraizo, in ihrem großen neuerbauten Ausstellungsgebäude gleichen Namens an der Praça da Republica 4 Teile des Möblements eines Speisesaales ausgestellt, welches im Auftrage eines feinsinnigen Kunstfreundes in Rio de Janeiro angefertigt

wurde und das Vollendetste in jeder Hinsicht darstellt, was auf diesem Gebiete überhaupt geschaffen werden kann.

Imponierend, nicht nur wegen der geradezu kolossalen Dimensionen, bildet das Hauptstück ein Buffet in reinstem prächtigsten Renaissancestil.

Nach dem Originalentwurf des ja als allererste künstlerische Kraft auf dem Gebiete der Innenarchitektur bekannten Herrn Blumenschein durchweg massiv aus dem edlen heimischen Embuyaholz in der eigenen Fabrik gearbeitet, wirkt dieses wahrhaft imponierende Prunkstück in erster Hinsicht durch das herrliche Ebenmaß im Aufbau, durch die Reinheit des Stils und überaus feinsinnige Verteilung aller reichsten ornamentalen Schmuckes.

Abgesehen von der ja bei allen Erzeugnissen des Etablissements selbstverständlichen Exaktheit der Arbeit, Auswahl nur der allergeeignetsten Hölzer, künstlerischer Abtönung der Politur etc., welche das Entzücken des Fachmannes erregen muß, bildet die in jeder Beziehung künstlerische Vollendung der Bildhauerarbeit den Höhepunkt!

Diese reiche Ornamentik, ebenso stilecht wie logisch durchdacht, mit feinstem künstlerischen Verständnis und Empfinden von Herrn Blumenschein bis in die kleinsten Details frei entworfen und in gleicher Weise von seinen Bildhauern in seltener Vollendung ausgeführt, legt ein eminentes Zeugnis ab von der hinter erstklassigen Arbeiten aus den Kunstzentren Europas in keiner Weise zurückstehenden Leistungsfähigkeit unseres heimischen Kunstgewerbes. Erst in der entsprechenden Umgebung, geschmückt mit in Silber getriebenen Prunkgefäßen etc., kann natürlich ein solches Prunkmöbel sich entsprechend präsentieren; zurzeit schmückt dasselbe nur die von der II. Exposição Brasileira her rühmlichst bekannte, mit reichem Figurenschmuck gezierte Silberplatte Jorge Fischer Elpons', welche für ein derartiges künstlerisches Buffet gedacht und bestimmt ist.

Neben demselben erregen noch besondere Bewunderung die ausgestellten prachtvollen Sessel. Edel im Stil, von selten schönem Ebenmaß der Formen und ebenfalls mit reichster Ornamentik geschmückt, wirken sie aber, und das ist sonst so häufig der Fall, nicht nur für das Auge wohlthuend; wie es bei dem außerordentlichen Verständnis des Herrn Blumenschein für die Bestrebungen des modernen Kunstgewerbes nicht anders zu erwarten ist, sind sie auch überaus bequem und bieten selten angenehme Sitzgelegenheiten. Weitere Teile des Möblements im Ausstellungslokal aufstellen zu lassen, war der Firma leider unmöglich, wir hatten aber dank der Liebenswürdigkeit des Herrn Blumenschein Gelegenheit, die anderen Prachtstücke in der Fabrik besichtigen zu können, und der prachtvolle, auf wundervoll gezierten Säulenfüßen ruhende gewaltige Speisetisch erregte mit den weiteren entsprechend ausgestatteten Möbeln unsere höchste Bewunderung, wie es überhaupt interessant war, gleichzeitig das riesige Etablissement in allen seinen Teilen besichtigen zu können.

Das kolossale Lager edler Hölzer, die vielen verschiedenartigsten Maschinen neuester Konstruktion, die halb und ganz fertigen, durchweg den Stempel künstlerischer Eigenart tragenden Möbel, die Montage- und Poliersäle, die Zeichen- und Bildhauerateliers, die Werkstätten der Tapezierer, der Maler etc. — denn es ist Grundprinzip der Firma, daß alles und jedes im Etablissement selbst gefertigt wird und nichts von auswärts bezogen werden darf.

Bildet somit das gewaltige, sich stetig vergrößernde Unternehmen ein hochoffenliehendes Zeichen des riesigen Fortschrittes auf dem Gebiete des hei-

mischen Kunstgewerbes, so dürfen wir uns des glänzenden Erfolges deutschen Fleißes, deutscher Tatkraft und Unternehmungsgeistes noch besonders erfreuen.

Neues Gefängnis. Das Gerücht, daß die Regierung daran denke, in der Staatshauptstadt für die Tuberkulosen ein besonderes Gefängnis zu bauen, hat sich bestätigt. In diesem Gefängnis werden alle die Verurteilten untergebracht werden, die an der Tuberkulose oder anderen ansteckenden Krankheiten leiden, damit sie nicht die gesunden Mitgefangenen gefährden. Diese sehr begrüßenswerte Idee bringt uns wieder in Erinnerung, daß zwischen der Staatsregierung und unserer hochlöblichen Präfektur ein himmelweiter Unterschied besteht. Die Regierung sorgt dafür, daß die Gefangenen, die schweren Jungen, die Mörder und Fälscher vor der Tuberkulose geschützt werden, der päpstliche Baron und seine Mitarbeiter sorgen aber dafür, daß die Tuberkulose sich möglichst schnell und weit verbreite. Der Straßenstaub wird mit einer geradezu rührenden Liebe geschont und dieses kann nur den Grund haben, die Zahl der Tuberkulosen vermehrt zu sehen.

Müllöfen. Am Sonntag wurde vor zahlreichen Geladenen mit dem hinter Araçá erbauten Müllöfen ein Experiment vorgenommen. Mehrere Wagen Müll waren in wenigen Augenblicken verbrannt. Der Ofen funktionierte tadellos. Um diesem Experiment beizuwohnen, waren mehrere Vertreter der fluminenser Presse geladen worden. Auch der Bundespräsident und Pinheiro Machado waren vertreten. Unser Herr Präfekt hat von den fluminenser Journalisten nicht das zu hören bekommen, was er erwartete. Der Ofen wurde allerdings sehr gelobt und der ihn errichtenden Firma Kennard & Comp. wurde die beste Anerkennung gezollt; dem Präfekten wurde aber ins Gesicht gesagt, daß São Paulo doch etwas gar zu schmutzig sei. Herr Baron Duprat versuchte, sich zu entschuldigen, das nützte aber alles nichts. Die Gäste nahmen von São Paulo einen schlechten Eindruck mit.

Die Unzuverlässigkeit der Havas tritt auch bei den Kleinigkeiten hervor. Dieser Tage beging in Paris der berühmte Bandit Leon Lacombe Selbstmord, indem er sich vom Dache des Gefängnisses, wohinauf er geflüchtet war, aufs Pflaster des Gefängnisses herabstürzte. Dieser Mann war durch die an die Schauermärchen erinnernden Erzählungen, die über ihn zirkulierten, in der ganzen Welt bekannt geworden und doch brachte der Korrespondent der Havas in Paris es fertig, nach Brasilien zu telegraphieren: „Der Geschäftsmann Lacombe, der wegen Untersehlagenungen prozessiert wurde, hat Selbstmord begangen.“ Dieses Telegramm wurde in den Redaktionen, die es erhielten korrigiert, denn hier kannte jeder Redakteur und jeder Reporter die Bestie in Menschengestalt; der in Paris selbst ansässige Korrespondent der Havas hielt den Banditen aber für einen Geschäftsmann. Wer schon in solchen Sachen, die eigentlich nichts bedeuten, die aber doch wegen ihres sensationellen Anstrichs die ganze Welt interessieren, unzuverlässig ist, von dem kann man nicht erwarten, daß er über wichtigere, aber minder sensationelle Dinge richtige Berichte.

Und die Moral? Die Sittenstrenge des „heiligen Belisario“, des Polizeigewaltigen von Rio de Janeiro ist bekannt. Er hat die Vorschrift erlassen, daß die Badenden ein an Mönchshabit erinnerndes Kleid zu tragen haben, er hat verfügt, daß die „unanständigen“ Affen im zoologischen Garten ein züchtiges Gewand erhalten und er hat noch verschiedenes angeordnet, was ebenso lächerlich wie unnütz ist. Wo

er aber eingreifen müßte, dort versagt er. So lief vor einigen Tagen ein Individuum in der Stadt herum und gab in jeder Wohnung ein Kouvert ab mit der Aufschrift: „Für die Töchter des Hauses“. In dem Umschlag befand sich ein Zirkular, das die Empfehlung gewisser Dinge und Mittel enthielt, die weder in dem Katechismus noch im Handbuch des feinen Tones, aber wohl im Strafgesetzbuch genannt werden. Die Polizei aber hörte und sah nichts, und als sie auf das Treiben des Menschen aufmerksam gemacht wurde, da nahm sie das gar nicht zur Kenntnis. Die katholische Presse hat seit jeher eine ihrer ersten Aufgaben darin erblickt, darüber zu wachen, daß der Schmutz nicht in die Familien getragen werde. Sollte sie jetzt nicht Anlaß nehmen, ihrem Gesinnungsgenossen Belisario, der so schlecht sein Amt ausfüllt und die Verbreitung des schlimmsten Schmutzes nicht zu verhindern weiß, den Standpunkt recht gründlich klar zu machen.

Spanischer Besuch. Seit einigen Tagen befindet sich der spanische Journalist und Konferenzredner rPof. Vasquez Gomez, einer der hervorragendsten spanischen Sozialisten, in unserer Stadt. Es handelt sich nicht um eine Studienreise und Herr Vasquez Gomez verspricht auch nicht, in Spanien Propaganda machen zu wollen. Alles, was wir bisher von diesem Manne gehört haben, ist sehr günstig. Er ist ein sozialer Revolutionär und macht kein Hehl daraus, daß er die radikalen Theorien für die besten hält. Alle diese Radikalen pflegen, wenn sie wirklich überzeugte und charakterstarke Leute sind, große Wahrheitsfreunde zu sein. Wenn nun Herr Vasquez Gomez ein solcher Radikaler ist, wie er hingestellt wird, dann sollte er sich hier etwas umschauen, unauffällig das Innere des Landes besuchen, die Einwandererherberge besichtigen, der Landung der Einwanderer beiwohnen und das hiesige Leben etwas näher kennen lernen. Hat er dieses getan, dann soll er für Brasilien keine Propaganda machen, sondern nur sagen, ob das nach seiner unbeflüßten Ansicht wahr sein kann, was der vielgenannte Vieytas in Spanien über unser Land erzählt. Als radikaler Sozialist, auf den jedenfalls das Wort Anarchist in seiner richtigen Bedeutung paßt, wird Herr Vasquez Gomez vieles finden, was ihm nicht gefällt, als unterrichteter Mann wird er aber wissen, daß es bisher noch kein Land gibt, das nach den Prinzipien des wissenschaftlichen Anarchismus organisiert ist, und deshalb wird es ihn nicht überraschen, hier das selbst zu finden, was man anderswo auch findet. Die Wahrnehmung wird er aber machen können, daß die Sklaverei, von der die Vieytas sprechen, nur in der erhitzten Phantasie besteht.

Wieder eine Heldentat. In der letzten Zeit haben die Automobile weniger Unheil angerichtet, als in den Monaten Januar und Februar. Das ist jedenfalls auf die strengen Maßnahmen der Polizei zurückzuführen, die jetzt rücksichtsloser vorgeht als früher. Im Monat März hat der dritte Delegado, Herr Rudge Ramos, dem das Verkehrswesen unterstellt ist, für zu schnelles Fahren Geldstrafen zudiktirt, deren Gesamtsumme fünf Contos de Reis übertrifft. Außerdem hat er zahlreichen Chauffeuren die Fahrerlaubnis entzogen und andere wieder vierundzwanzig Stunden sitzen lassen. Diese Strenge sollte, so könnte man meinen, den Chauffeuren die Lust vertreiben, ihre Mitmenschen in Lebensgefahr zu bringen. Dieses ist aber leider nicht der Fall. Die Herrschaften riskieren immer wieder, sobald sie glauben, daß man sie nicht erwischen wird, ein kleines Rennen. Von einem solchen Renner wurde am Donnerstag abend in der Rua da Consolação die 22jährige verheiratete Normalsehülerin Valdomira de Oliveira überfahren. Die Dame stand auf der

Straße und wartete auf den Straßenbahnwagen, als plötzlich ein Auto auftauchte, das sie weit hinwegschleuderte. Sie trug viele Schrammen davon und erlitt eine starke innere Erschütterung, sodaß ihr Zustand nicht ganz unbedenklich ist. Der Chauffeur hielt es nicht für nötig, anzuhalten. Er gab seiner Maschine eine noch größere Geschwindigkeit und verschwand, bevor man hätte die Nummer des Vehikels feststellen können.

Selbstmordversuch. Am Donnerstag nachmittag hatte die in der Rua Oriente wohnhafte Conceição Venta, eine erst 18jährige Frau, Streit mit ihrem Manne und sie beschloß, diese wohl schöne, aber auch falsche Welt für immer zu verlassen. Zu diesem Zwecke bediente sie sich der Schwefelsäure. Vorsichtshalber nahm sie aber eine sehr geringe Portion, sodaß sie sich nur die Lippen und die Zunge verbrannte. Die Assistencia wurde gerufen, sie hatte aber nichts zu tun, da der Zustand der jungen Frau total ungefährlich war. Da ihr die Zunge verbrannt ist, so wird es in den nächsten Tagen hoffentlich nicht mehr zum neuen Streit kommen.

Ein unverständlicher Ueberfall. Am Donnerstag abend wurde im Hause Nr. 9, der Rua dos Pescadores, Cambucy, ein kleiner Ball abgehalten. Die Tanzgesellschaft unterhielt sich in der größten Gemütlichkeit, als plötzlich ein unbekanntes Individuum erschien, seinen Revolver zog und fünf Schüsse abgab. Dabei wurde der 28jährige Mario Borini lebensgefährlich verwundet. Nach der Abgabe der Schüsse ergriff der Fremde die Flucht und verschwand. Von sämtlichen Augenzeugen, die sich natürlich in der größten Aufregung befanden, konnte kein einziger über die Person des Verbrechers bestimmte Aussagen machen, sodaß die Polizei jetzt mühselig nach einer Fährte suchen muß. Es sind wenig Aussichten vorhanden, den Schützen zu finden, d. h. wenn der Verwundete nicht darüber Aufschluß zu geben vermag.

Von der brasilianischen Kirche. In aller Kürze soll in São Paulo die erste Messe in portugiesischer Sprache gelesen werden. Der Ex-Vigario von Itapira, der, wie bekannt, eine „brasilianische Kirche“ gegründet hat, wird am 3. Mai in einem Privathause einen Gottesdienst abhalten und eine Messe in der Landessprache zelebrieren. Dieser Ex-Conego Amorim Correa scheint in Itapira, wo er noch immer seinen Wohnsitz hat, große Sympathien zu genießen. Als katholischer Priester hat er vor einigen Jahren die Hausweihe am Ostermontag eingeführt. Dieses Jahr, wo er mit der Kirche gebrochen hat, nahm er die Weihe vor und er war von 512 Familien eingeladen, während der neue Vigario nur 42 Einladungen erhielt. Die Mehrzahl der Bevölkerung von Itapira steht demnach nicht auf Seiten der kirklichen Autorität, sondern auf Seiten des exkommunizierten Conego.

Reisbau und Zölle. Als der Finanzminister mit dem Plane herauskam, die Zölle auf die wichtigsten Lebensmittel ganz oder teilweise aufzuheben, da protestierten wir gegen überstürzte Maßnahmen, die Landwirtschaft, Industrie und Handel in gleicher Weise hätten schädigen können. Inzwischen hat sich ja gezeigt, daß auch diese Suppe nicht so heiß gegessen wird, wie sie gekocht wurde, und nach den Vorstellungen verschiedener Staatsregierungen ist es von den Zollaufhebungen recht still geworden. Immerhin ist die Frage von großer prinzipieller Wichtigkeit, denn in einer Zeit, wo die Regierung dem Kongreß einen neuen Zolltarif vorlegen will, ist es nötig, sich darüber klar zu werden, ob Zollermäßigungen auf einzelne Produkte möglich sind und wie weit sie gehen dürfen. Wir hatten seinerzeit mehrfach auf den Reisbau exem-

plifiziert, und bekanntlich sind gerade aus den Kreisen der Reisbauer verschiedene Proteste an die Bundesregierung gelangt. In diesem Zusammenhang entbehrt ein Brief der Firma Constantino Quireza & Co. in Araguay im Minasdreieck nicht des Interesses. Die Firma, die einen großen Reishandel betreibt, äußert sich über die Zollherabsetzung in folgender Weise: „Wir finden, daß eine Herabsetzung des Zolles auf Reis um 50 Prozent dem Lande zwei Vorteile bringen würde: die Verbilligung des Artikels zum Wohle des Volkes und die Vermehrung der Zolleinnahmen infolge der Steigerung der Einfuhr. Die Zollermäßigung würde die einheimische Landwirtschaft in keiner Weise schädigen. Die hiesigen Landwirte pflegen den Reis gleich nach der Ernte zu verkaufen und erhalten im Höchsthalle 6\$ für den Sack von 60 Kilo. Die Aufkäufer, die es hier in Unmenge gibt, durchziehen das ganze Munizip, kaufen den Reis billig und stapeln ihn in der Stadt auf, um ihn zu 13 und 14 Milreis wiederzuverkaufen. Sie gewinnen das Doppelte und oft das Dreifache des aufgewandten Kapitals. Das geschieht nicht nur im Munizip Araguay, sondern im ganzen weiten Minasdreieck. Wer durch die Zollherabsetzung geschädigt würde, wären also einzig und allein die Aufkäufer. Beträge der Einfuhrzoll 50 Prozent weniger, so würde unser einheimischer Reis hier in der Stadt zu 8 Milreis verkauft werden, ohne daß die Landwirte Schaden litten. Wir sind gewiß nicht der Parteilichkeit verdächtig, denn wir treiben einen ausgedehnten Reishandel und besitzen eine Reisaufbereitungsmühle. Aber bei der Zollermäßigung allein darf es nicht bleiben, wenn anders unser einheimischer Reis konkurrenzfähig bleiben soll: es müssen gleichzeitig die verfassungswidrigen staatlichen Ausfuhrzölle fallen und die Bahnfrachten herabgesetzt werden. Der Fiskus von Minas erhebt für den Sack Reis nicht weniger als 960 Reis Ausfuhrzoll, und die Fracht von Araguay nach São Paulo beträgt 1\$700. Das bedeutet eine Verteuerung um 2\$660, ohne daß Führen, Kommissionen usw. eingerechnet wären, also einfach eine Ungeheuerlichkeit. Nebenbei sei bemerkt, daß der Sack Reiskleie genau so 960 Reis Ausfuhrzoll und 1\$700 Bahnfracht bezahlt, obwohl er in São Paulo nur 5 oder höchstens 6 Milreis bringt. Die Companhia Mogyana selbst hat schon lange gefunden, daß die Frachttarife zu hoch seien. Im Verein mit den anderen Bahnen des Staates hat sie einen neuen Tarif ausgearbeitet, der namentlich für Lebensmittel wesentliche Frachtermäßigungen vorsieht. Dieser Entwurf liegt seit dem Jahre 1911 der Bundesregierung zur Genehmigung vor. Aber bis heute hat der Verkehrsminister sich noch nicht bemüht, eine Entscheidung zu treffen.“

Was die letzten Sätze des Briefes anbelangt, so erinnern sie an eine der vielen Schönheiten der angeblich volksfreundlichen Regierung des Marshalls Hermes da Fonseca, die an dieser Stelle schon mehr als einmal charakterisiert wurde. Im gegenwärtigen Augenblicke wirkt die Nichtgenehmigung jenes Tarifs geradezu grotesk: die Zentralbahn und der Lloyd Brasileiro, die die Einnahmen bitter nötig haben, müssen ihre Lebensmittelfrachten um 60 Prozent herabsetzen, obwohl das dem Volke nicht den geringsten Vorteil bringt; die Paulistaner Bahnen aber, die gutwillig die Tarife ermäßigen wollen, weil sie sich stark genug fühlen, werden gar keiner Antwort gewürdigt. Bezüglich der zwischenstaatlichen Abgaben haben wir ebenfalls schon oft das Nötige gesagt. Was jedoch die wichtigsten Ausführungen des Briefes betrifft, so können sie uns noch nicht überzeugen. Sie lassen nur den Wunsch wach werden, der Landwirtschaftsminister — oder vielleicht noch besser die Ackerbausekretariate der Einzelstaaten möchten sorgfältige Erhebungen über die wirklichen

Produktionskosten von Reis anstellen. Nur wenn die Produktionskosten für das einheimische Produkt genau bekannt sind, kann darüber befunden werden, ob und wie weit man den Zoll herabsetzen darf. Der Reisbau ist heute ein zu wichtiger Zweig der brasilianischen Landwirtschaft geworden, und nebenbei ein zu lebensfähiger Zweig, als daß er leichtsinnig dem Untergang preisgegeben werden dürfte, nur damit der Bewohner von Rio oder São Paulo sein Kilo Reis um 100 Reis billiger kaufen kann.

Handelswoche. In der vergangenen Woche wurden in Santos wenig Verkäufe abgeschlossen. Der Markt öffnete mit derselben Basis, mit der er am Sonnabend vorher geschlossen hatte — 7\$300 für Typ 4 und 6\$300 für Typ 7 —, aber am Dienstag wurde er paralytisch. Am Mittwoch kamen noch kleine Verkäufe auf der Basis 5\$800—6\$800 zustande. In den letzten Tagen war der Markt paralytisch. Im Laufe der Woche wurden 17.383 Sack verkauft, gegen 21.203 Sack in der vorherigen Woche. Der Tagesdurchschnitt der Verkäufe betrug 2.897 Sack gegen 3.500 Sack in der vorletzten Woche. Der Tag der größten Verkäufe war der Montag mit 8.088 Sack und der der kleinsten Verkäufe war der Mittwoch mit 4.488 Sack. Die Zufuhren betrugen 28.963 Sack gegen 33.920 Sack in der vorherigen Woche. Der Tagesdurchschnitt der Zufuhren betrug 4.427 Sack. Der Tag der größten Zufuhr war der Mittwoch mit 6.684 Sack und der der kleinsten Zufuhr der Donnerstag mit 2.620 Sack. Die Zufuhren seit dem 1. Juli betrugen 8.055.605 Sack gegen 9.270.043 Sack in der gleichen Periode des Vorjahres. Die Verkäufe seit dem 1. Juli betrugen 5.362.653 Sack und die Verladungen . . . 7.975.145 Sack. Die Vorräte bezifferten sich am Sonnabend auf 1.462.327 Sack gegen 1.890.529 Sack am gleichen Datum des Vorjahres.

Der Ackerbausekretär, Herr Dr. Paulo de Moraes Barros, tritt heute mit dem Dampfer „Prin-eipe Umberto“ eine dreimonatliche Urlaubsreise an, die ihn über Italien nach Deutschland führen wird. Indem wir dem Herrn Staatssekretär für die uns gesandten Abschiedsgrüße bestens danken, wünschen wir ihm eine recht angenehme Reise, gute Erholung und frohe Wiederkehr nach dem Posten der Arbeit, der er sich mit so großem Eifer widmet. — Zur Verabschiedung von dem Herrn Staatssekretär waren soviel Herren eingetroffen, daß mehrere Extrazüge nach Santos genommen werden mußten.

Unsere Markthallen sind vielleicht diejenigen Plätze, wo man die wenigsten Fiskale findet. Und die Hallen sehen auch demnach aus. Sie sind so schmutzig wie, wie — wir finden keinen anderen Vergleich: wie São Paulo selbst. Daß unter solchen Umständen es mit der Hygiene nicht am besten bestellt sein kann, ist selbstverständlich. Noch dieser Tage hat sich ein Fall ereignet, der zu denken geben müßte, wenn man schon das Denken nicht verlernt hätte. Ein Familienvater, der in Tayuva wohnt, kaufte auf einem der munizipalen Marktplätze Fische und brachte sie nach Hause. Dort aßen sieben Personen von den Fischen und alle erkrankten sie unter deutlichen Vergiftungserscheinungen. Es war noch gut, daß ein Familienmitglied sich während des Essens außerhalb des Hauses befunden hatte. Das konnte den Arzt herbeirufen, der die Erkrankten außer Lebensgefahr brachte. Hätten alle acht Familienmitglieder an der Mahlzeit teilgenommen, dann hätte man vielleicht eine furchtbare Katastrophe zu beklagen. — Die Fiskalisation der Märkte ist etwas, das nur etwas Arbeit, sonst aber nichts kostet, denn die Fiskale sind ja schon da und werden bezahlt — auch dann, wenn sie in den Cafés herumsitzen. Man sollte sie dazu anhalten,

daß sie ihre Pflicht tun, das geschieht aber leider nicht und dieser Schlendrian gibt den Marktleuten die Möglichkeit, sich auf Kosten der Gesundheit ihrer Mitmenschen zu bereichern.

Neuer Park. Die Präfektur hat die Absicht, an der Avenida Antartica, dort, wo die Baumschule sich befindet, einen großen Park anzulegen. Außer den von der genannten Baumschule okkupierten Grundstücken, wird die Präfektur noch andere Terrains ankaufen. Diese werden das nette Sümmchen von 280 Contos kosten.

Unglück oder Doppelselbstmord. Am Sonntag abend etwa um 8 Uhr wurden in der Rua Piratininga zwei junge Mädchen Auta de Figueiredo und Julia Gomes Branco von einem Bond der Brazilie überfahren und sofort getötet. Der Straßenbahnwagen fuhr nicht mit übertriebener Schnelligkeit. Die Passagiere merkten, daß etwas geschehen war, erst dann, als der Motorführer plötzlich hielt und davonlief. Die Leute stiegen aus und entdeckten die beiden Leichen unter den Rädern. Sie waren furchtbar zugerichtet. Wenn die beiden Mädchen beim Passieren der Straße von dem Wagen erfaßt worden wären, dann hätten die Passagiere etwas merken müssen und da dieses nicht der Fall ist, so erscheint die Annahme berechtigt, daß hier ein Doppelselbstmord vorliegen muß, welche Annahme dadurch noch bekräftigt wird, daß die beiden Mädchen kurz vorher im „Iris-Theater“ gewesen waren und dort mit ihren Liebhabern gestritten hatten. Als die Polizei auf dem Schauplatz der furchtbaren Katastrophe erschien, wurde sie von der nach hundert zählenden Menschenmenge, die sich dort angesammelt hatte, feindlich empfangen. Der Kondukteur des Straßenbahnwagens mußte das Polizeiauto besteigen, da die Menge ihn angreifen wollte. Der Motorführer, José Rebello, ist verschwunden. Die Polizei hat die ganze Nacht gearbeitet, um den Fall aufzuklären, bisher ist es ihr aber nur gelungen, festzustellen, daß die zwei Mädchen, die alle beide noch sehr jung waren, mit ihren Liebhabern Streit gehabt hatten und verärgert von dem genannten Cinema weggelaufen waren.

Straßenstaub. Seit einiger Zeit befindet sich ein europäischer Gelehrter in unserer Stadt, eine Autorität in der Bakteriologie und in der Hygiene. Dieser Herr war von dem Zustand der Straßen unserer Stadt nicht gerade angenehm überrascht und er sagte das auch den Mitgliedern der Staatsregierung, von welchen er aber dann erfuhr, daß nicht die Regierung, sondern die Präfektur für die Straßen zu sorgen hat und demnach nur sie allein für die Staubplage verantwortlich zu machen ist. Als Bakteriologe hat der Gelehrte darauf aufmerksam gemacht, daß die ungeheuren Staubwolken, die hier manchmal die Sonne verfinstern, die besten Verbreiter der Tuberkulose seien. Das wußte Herr Baron Duprat schon längst; er kümmert sich aber um die Tuberkulose nicht im geringsten; er verschönert nur die Stadt, indem er sie in einen Schutthaufen verwandelt, er enteignet und zahlt für die wertlosesten Vorstadt-Grundstücke die phantastischsten Preise und läßt sich als den tüchtigsten Präfekten anheimgeln, den São Paulo je gehabt, obwohl, offen und ohne jede persönliche Abneigung gesagt, kein einziger Präfekt eine so eklatante Unfähigkeit an den Tag gelegt hat wie er. Der Schutt bleibt nach dem Abbruch der alten Gebäude monatelang auf dem Platze liegen und der Wind trägt den Staub nach allen Himmelsrichtungen. So ist es auf dem Largo da Sé, so ist es in der Rua São João, so ist es überall. Die Staubdecke wird immer dicker, die Miasmenherde immer größer und doch loben die Freunde des Präfekten ihn mit immer höherer Begeisterung.

Die anderen schweigen. Mit Ausnahme einer einzigen Morgenzeitung sagt die landessprachliche Presse dem Herrn Baron nicht die Wahrheit, denn die Ruhe ist des paulistaner Journalisten erste Pflicht.

Ein Anarchist im Gefängnis. In Sorocaba wurde der Anarchist Joseph Schubert verhaftet. Er ist wegen Preßbeleidigungen zu vier Monaten Gefängnis verurteilt worden. Gegen diesen Anarchisten wird unter anderen auch der Vorwurf erhoben, daß er mehr für sich als für die Arbeiter agitiert habe, denn er habe aus der Agitation einen anständigen Nutzen gezogen.

Die Mieten und die Stadtverschönerung. Wer die Berichte über die Sitzungen der Munizipalkammer liest, der begegnet jeden Augenblick neuen Enteignungen. In fast allen Teilen der Stadt wird enteignet, wird niedergerissen. Die alten Strassen werden erweitert, neue werden angelegt; der Schutthaufen wird immer größer, die Preise der Grundstücke werden immer höher, die Wohnungen seltener und die Mieten teurer. In der Rua São João, die jetzt in eine breite Avenida umgewandelt werden soll, existierte eine große Anzahl kleiner Geschäfte. Die Gebäude wurden enteignet und zum großen Teil sofort niedergerissen. Viele der kleinen Geschäftsleute konnten keine Häuser finden, sie mußten deshalb liquidieren und sich von São Paulo zurückziehen. Noch schwerer trifft die Enteignungspolitik der Munizipalität den kleinen Mann. Es wird allerdings sehr viel gebaut, das reicht aber nicht aus, um Allen Wohnungen zu geben. Es herrscht eine ungeheure Wohnungsnot, die Nachfrage ist viel größer als das Angebot und die Mieten steigen dementsprechend ins Ungeheure. Diese Politik der Munizipalität ist die denkbar verkehrteste. Man hätte, bevor man zu den Enteignungen schritt, für neue Stadtviertel sorgen sollen. Man hätte Kapitalisten durch Bewilligung einiger Vorteile veranlassen müssen, einige Tausende von Arbeiterwohnungen zu bauen. Dann wären die Mieten nicht so ins Ungemessene gestiegen und São Paulo wäre nicht zu einer so teuren Stadt geworden. Und dann hätte man die Stadtverschönerung auch selbst anders in Angriff nehmen sollen. Zuerst mußte ein genauer Plan entworfen werden. Das geschah aber nicht. Man riß hier einige und dort ein Dutzend Häuser nieder; man fing an den verschiedensten Punkten an und führte nirgends etwas zu Ende. So wurden z. B. die Straßengevierte zwischen dem Largo da Sé und der Praça João Mendes schon vor Jahr und Tag niedergerissen und man weiß bis heute noch nicht, was aus dem gewonnenen großen Platz eigentlich gemacht werden soll. Die vielen kleineren Häuser mußten aber schnell geräumt werden, denn die Präfektur hatte es eilig, einen großen Schutthaufen aufzurichten. Die Rua Libero Badoró und die Valle Anhangabahú sind noch lange nicht fertig und doch wird schon wieder die Rua São João niedergerissen. Wäre es nicht besser gewesen, man hätte die eine Straße fertig gebaut und dann erst die andere in Angriff genommen? Das sieht man wohl ein, aber man läßt den Präfekten gewähren, obwohl er Tag für Tag den Nachweis erbringt, daß er nicht der Mann ist, ein so riesiges Werk wie die Stadtverschönerung durchzuführen. — Hätte man zuerst für billige Wohnungen gesorgt, dann wäre das Leben in São Paulo erträglicher, die große Verdienstgelegenheit würde aus anderen Ländern zahllose Arbeiter herbeilocken und dann würde das Verschönerungswerk beschleunigt werden. Jetzt verscheucht aber die kolossale Teuerung den Zuzug auswärtiger Arbeiter und die Verschönerung geht deshalb den Schneckengang. Alles klagt über Mangel an Arbeitern und die Arbeiter klagen wieder, daß sie kaum noch existieren können. — Auch

andere Städte, größere als São Paulo sind „verschönert“ worden. Dazu gehören Paris, Berlin, Buenos Aires. Aber nirgends hat man die halbe Stadt niedergerissen um dann an einer Ecke anfangen zu bauen. Man hat in allen verschönerten Städten zuerst dafür gesorgt, daß die Menschen Wohnungen hatten und dann wurden die Verschönerungswerke nicht auf gut Glück ausgeführt, sondern nach einem vorher entworfenen wohldurchdachten Plan. Unsere Stadtverwaltung hätte an diesen Beispielen lernen können und lernen sollen. Dann hätte man ihr die Vorwürfe ersparen können, die jetzt tagtäglich mit gutem Recht gegen sie erhoben werden.

Isolierhospital in Santos. Heute wird das neue Isolierhospital in Santos eingeweiht. Die Herren der Staatsregierung und der Vertreter des Herrn Präsidenten begeben mit dem 8 Uhr-Zug nach der Nachbarstadt, um die Eröffnung vorzunehmen. Für die freundliche Einladung der Eröffnung beizuwohnen, unser besten Dank.

Eine Selbstmordkomödie wurde gestern von einem Mädchen deutschen Namens aufgeführt. Sie stritt mit ihrem Geliebten und schluckte darauf eine kleine Portion von Creolysol herunter, um sofort nach der Assistencia zu schreien. Diese improvisierten Komödien beginnen schon widerlich zu werden und man sollte jede der verdrehten Schrauben, die die Assistencia auf diese Weise bemüht, auf einige Tage einsperren. Die Polizei hat ihre großen Autos doch nicht dazu da, daß sie wegen der Schrollen närrischer Frauenzimmer und ebenso närrischer Jünglinge durch die Straßen rennen. Vorgestern war es eine Conceição Venta, gestern war es Elise Hand, die die Polizei bemühte — beide hatten sich mit ihren Geliebten gestritten und beide hatten sie ein paar Tropfen Giftes mit einer großen Menge Wasser geschluckt und beide hatten sie die unverkennbare Absicht, etwas Sensation zu erregen, damit man von ihnen spreche und eventuell ihr Bild in die Zeitungen bringe.

Unglück oder Doppelselbstmord. Die unter obigem Titel gestern gebrachte Notiz können wir heute dahin ergänzen, daß es sich um einen Selbstmord der beiden Mädchen Auta de Figueiredo und Julietta Branco handelt. Die beiden Mädchen haben am Sonntag morgen mit ihren Liebhabern gestritten und darauf hat Auta, ein Mädchen von erst fünfzehn Jahren, gedroht, daß sie sich umbringen werde. Julietta hat nichts gesagt. Der Liebhaber Autas, der Handelsangestellte Armando Cesar, hat selber gesehen, wie die beiden Mädchen sich vor den heranfahrenden Bond auf die Schienen geworfen haben. Julietta habe noch Widerstand geleistet, Auta habe sie aber mit herangezogen. Der furchtbare Anblick hat den jungen Mann so aufgeregt, daß er anstatt der Polizei Aufklärung zu geben, nach einer Apotheke gelaufen ist und dort Strychnin verlangt hat. Der Apotheker hat ihn gefragt, wozu er das Gift gebrauche und Armando Cesar hat gesagt, von einem anderen beauftragt zu sein. Darauf hat der Apotheker ihm ein weißes Pulverchen ausgefolgt, das Armando in dem nächsten Café auch zu sich genommen hat. Die Folgen haben sich auch sofort eingestellt, aber anders, als Armando sie erwartet hatte. Wegen dieses Pulverchens hat der junge Mann eine doppelt unruhige Nacht verbringen müssen. — Nach allem, was die Polizei festgestellt hat, bleibt kein Zweifel mehr übrig, daß die beiden Mädchen überschnappte Kinder gewesen sein müssen.

Bananenausfuhr. Zu den vielen lohnenden Erwerbsmöglichkeiten, die unser Land der unbegrenzten Möglichkeiten bietet, ohne daß sie bislang

genügend ausgenützt würden, gehört auch die Bananenausfuhr. Man beschränkte sich bislang darauf, diese Frucht nach dem La Plata zu versenden, wo sie zwar sehr begehrt ist, aber nicht in dem Umfange aufgenommen werden kann, in dem wir sie zu produzieren vermögen. Nach den Vereinigten Staaten, die vielleicht der größte Bananenkonsument der Erde sind und die alljährlich für Millionen Dollars aus Mittelamerika und von den Antillen beziehen, haben wir bisher noch nicht exportieren können, weil es an ausreichenden schnellen Verbindungen fehlt. Aber auch nach Europa wurde noch nicht oder doch so gut wie gar nicht exportiert, obwohl dorthin die Verkehrsschwierigkeiten wegfallen, bis sich die durch die Firma Laborda, Leandro & Comp. begründete Handelsgesellschaft der Ausfuhr annahm. Diese Gesellschaft hat aus dem Munizip Guarakesaba, dem größten Zentrum des Bananenbaues an unserer Südküste, seit Januar nach Europa 150.000 und nach dem La Plata 400.000 Bananenbüschel ausgeführt. Das ist gewiß ein beachtenswerter Erfolg. Sowohl in jenem Munizip als auch in Antonina, Paranaguá und Morretes werden bedeutende Neupflanzungen gemacht, so daß eine erhebliche Produktionssteigerung zu erwarten ist. Das bringt die Gefahr eines Preissturzes jedoch nicht mit sich, denn der Konsum ist vorläufig noch in einer ständigen Zunahme begriffen, deren Grenze nicht abzusehen ist. Die Exporteure haben eine Genossenschaft gebildet, um den Kauf und Verkauf zu regeln und zu bewerkstelligen, daß nur ausgewählte Ware zur Ausfuhr gelangt.

Zur Berücksichtigung. Aus Lima, der Hauptstadt Perus, meldete dieser Tage der Telegraph kurz und bündig: „Dem Munizipalrat ist es gelungen, eine Verbilligung des Fleisches, des Brotes, des Zuckers, des Reises und der Butter herbeizuführen.“ Wir wissen nicht, ob die Munizipalräte unserer verschönerten Staatshauptstadt und der Herr Baron dieses Telegramm gelesen haben, und wenn dieses der Fall ist, welcher Gedanke ihnen dabei durch den Kopf gequält hat. Vor einigen Monaten — es war noch im vorigen Jahre — hieß es, daß die Munizipalität dafür sorgen werde, daß wenigstens die Fleischpreise heruntergehen. Es hieß so — aber es blieb auch bei dem „hieß“. Getan und unternommen ist nichts. Der Preis des notwendigsten Lebensmittels ist derselbe geblieben, und wenn man von der Bekämpfung der Teuerung spricht, dann wird die Munizipalität überhaupt nicht mehr genannt, weil man von ihr doch nichts erwarten kann. — Lima wird, wenn wir uns nicht irren, auch verschönert, die dortigen Stadtväter haben aber doch noch Sinn für etwas anderes, für etwas nützlicheres und vor allen Dingen dringlicheres — sie denken an das Volk, das sie gewählt, und an seine Bedürfnisse. Unsere Herren Stadtverordneten denken aber nur an die Enteignungen, an neue Parks, an neue Belvederes und neue Avenidas.

Santos. Am Montag morgen, gleich nach Mitternacht, wurde an dem Strande von São Vicente ein furchtbares Verbrechen entdeckt. Die Polizeisoldaten Sebastião Teixeira und Manoel Francisco de Andrade patrouillierten an dem Strande und untersuchten, wie es ihre Pflicht war, die einzelnen Badehäuschen. Die Tür eins dieser Häuschen ging nicht auf und die Soldaten mußten Gewalt anwenden. Als die Tür aufgestoßen worden war, prallten beide Polizisten entsetzt zurück. Auf dem Boden des Badehäuschen lag die schrecklich zugerichtete Leiche einer etwa vierzigjährigen Frau. Der Hals war ihr fast durchgeschnitten und der Kopf fast ganz umgedreht, so daß das Gesicht mehr nach dem Rücken, als nach vorne war. Die Augen traten fast aus dem

Höhlen und das schrecklich verzerrte Gesicht machte den Eindruck, als ob die Frau zu einem gräßlichen Lachen die Physiognomie verziehe. — Die Soldaten liefen so schnell als möglich nach dem Gefängnis, von wo aus an den Delegado telephonierte wurde. Der Polizeibeamte fand die Leiche genau so wie die Soldaten es beschrieben hatten. Die Leiche war über und über mit Blut begossen, die Kleider waren zerrissen, was darauf schließen ließ, daß dem Morde ein furchtbarer Kampf vorausgegangen war. — In der Leiche wurde eine farbige, unzurechnungsfähige Bettlerin erkannt. — Die Polizei stellte Nachforschungen an und der in der Nähe des Tatortes wohnhafte beurlaubte Gefängniswärter Marcolino de Carvalho sagte aus, daß er tatsächlich jemanden an dem Strande habe schreien hören; er habe aber gedacht, daß es ein Bummler sein müsse. Der ebenfalls in der Nähe wohnende José Guilherme hat wieder nichts gehört, da er bereits geschlafen habe. — Da ein Raubmord von vornherein ausgeschlossen werden kann, so bleibt nur die Annahme übrig, daß die Frau einem Lustmörder zum Opfer gefallen ist. — An dem Strande von São Vicente pflegt allerhand Gesindel mit gleichwertigen Weibern sich des Nachts herumzutreiben und deshalb patrouillieren auch die Polizisten in jener Gegend, dabei die Badehäuschen untersuchend. Es ist nun möglich, daß jemand die Frau, die, wie gesagt eine blöde Bettlerin war, nach dem Strande verschleppt hat, daß sie ihm aber Widerstand entgegensetzte und der Wüstling sie deshalb ermordete. — Die dortige Bevölkerung ist über dieses furchtbare Verbrechen begreiflicherweise nicht wenig aufgeregt.

Bundeshauptstadt.

Kolonie-Emanzipierung. Die Ackerbaukolonien, die vom Bunde oder von den Einzelstaaten gegründet werden, unterstehen nicht den Munizipalbehörden, in deren Gebiet sie liegen, sondern ausschließlich der von Bund oder Einzelstaat abhängigen Koloniedirektion. Dieser Ausnahmezustand soll jedoch nur solange dauern, als die Kolonie noch nicht voll besiedelt ist und als noch Arbeiten auszuführen sind, die zu der Einrichtung der Kolonie gehören. Das Ziel ist die Emanzipierung, das heißt die verwaltungstechnische und verwaltungsrechtliche Gleichstellung mit den übrigen Siedelungen des Munizips. Je schneller diese Emanzipierung erfolgen kann, desto besser pflegt sich die betreffende Kolonie entwickeln zu haben. Es ist daher ein günstiges Zeichen, daß das Besiedlungsamt die Emanzipierung von sechs im Staate Paraná belegenen Kolonien beim Landwirtschaftsminister beantragen konnte. Das Besiedlungsamt, das bei der Wiederaufnahme der Bundeskolonisation unter der Regierung Affonso Penna am 19. April 1907 geschaffen wurde, konnte seine Tätigkeit im Jahre 1908 beginnen. Bis zum Ende jenes Jahres waren dort sechs Kolonien in Besiedlung begriffen: Ivahy, früher Miguel Calmon genannt, mit 419 Familien und 2005 Köpfen; Itapará mit 163 Familien und 762 Köpfen; Itaty mit 75 Familien und 447 Köpfen; Senador Correa mit 103 Familien und 524 Köpfen; Jesuino Marcondes mit 58 Familien und 266 Köpfen. Affonso Penna mit 83 Familien und 401 Köpfen. Im Laufe der nächsten Jahre traten noch vier Kolonien hinzu, und Ende 1912 existierte dort eine Bevölkerung von 3508 Familien mit 16.902 Köpfen. Die Kolonien, die jetzt emanzipiert werden sollen, sind Vera Guarany, Itaty, Itapará, Jesuino Marcondes, Ivahy und Tayo. Sie zählen 2263 Familien mit 11.280 Köp-

fen. Die älteste von ihnen ist Jesuino Marcondes, 1907 von der Staatsregierung von Paraná gegründet und 1908 in die Verwaltung der Union übergegangen. Die jüngste wurde am 20. Januar 1909 gegründet. Der Wert der sechs Kolonien an Ländereien, Gebäuden, Fuhrwerken, Vieh usw. beträgt 4.236:245\$660, die Ausfuhr landwirtschaftlicher Produkte im Jahre 1912 1.519:462\$500, oder 671\$437 auf die Familie. An Hauptstraßen gibt es dort 400 Kilometer im Schätzungswerte von 1400 Contos und an Landwegen 500 Kilometer, deren Wert auf 700 Contos geschätzt wird. Der Staat Paraná wird also durch die Emanzipierung jener Siedlungen, für die die Union in Zukunft nichts mehr zu leisten haben wird, recht ansehnlich bereichert werden. Wir verzeichnen die Zahlen mit Genugtuung, denn sie beweisen, daß es vorwärts geht, trotz mancherlei Irrtümern und Mißgriffen, die bei einem solchen Werk ja unvermeidlich sind. Die Emanzipierung dieser und der großen Riograndenser Kolonien muß auch die erbittertsten Gegner des Siedlungswerkes überzeugen, daß hier nutzbringende Arbeit geleistet wird, die nach Kräften zu fördern Pflicht jedes Freundes des Landes ist.

Brasilianische Eisenbahnen. Nach der amtlichen Statistik waren Ende 1911 (nicht etwa Ende 1912, so schnell arbeiten unsere Behörden nicht!) in Brasilien 22.287 Kilometer Eisenbahnen im Betrieb, 3.840 Kilometer im Bau und für 5.073 Kilometer war der Bauplan genehmigt. Das macht zusammen 31.301 Kilometer, und wenn die Zahlen auch um ein Jahr veraltet sind, so lassen sie doch immerhin erkennen, daß fleißig an der Ausdehnung des Eisenbahnnetzes gearbeitet wird.

Herr Leopoldo de Bulhões, der Finanzminister der Regierung Nilo Peçanha, hat sich dahin geäußert, daß der zukünftige Bundespräsident nur Lauro Müller oder Rodrigues Alves heißen könne. In jedem anderen Falle sei es sicher, daß im Norden Unruhen entstünden, ausgenommen natürlich, wenn man den Präsidenten aus dem Norden nähme, wozu aber wenig Aussicht vorhanden sei. Diese Äußerung hat begreifliche Sensation erregt, namentlich bei denen, die für die Kandidatur Pinheiro Machado arbeiten.

Samen von *Havea brasiliensis*. Die Superintendencia da Defesa da Borracha hat aus Pará Samen von *Havea brasiliensis* erhalten. Alle diejenigen, die sich außerhalb des Amazonengebietes für Versuche mit dem Anbau dieses wichtigsten und wertvollsten aller Gummibäume interessieren, können persönlich oder brieflich im Bureau der Gummi-Superintendentur, Rua Alfandega 32, Samen erbitten.

Die neuen Zollmaßnahmen gegen Nordamerika sind erst in der vorgestern veröffentlichten Nummer des „Boletim da Alfandega do Rio de Janeiro“, die vom 31. März datiert ist, abgedruckt worden. Es handelt sich um Portaria 60 vom 15. März, betr. Einstellung der bisher den Vereinigten Staaten gewährten Zollvergünstigung, mit der Begründung, daß das alte Bevorzugungsdekret von 1912 für 1913 nicht erneuert worden sei; und um Portaria 64 vom 19. März, betr. Anweisung des Zollinspektors an die zuständige Sektion, schnellstens eine Liste der seit dem 1. Januar d. J. mit Reduktion importierten nordamerikanischen Waren zwecks Nachverzollung aufzustellen.

Die Finanzlage. Wir gehörten zu denjenigen Blättern, die im vorigen Jahre unermüdlich warnen und die Finanzlage des Bundes als äußerst bedrohlich bezeichneten. Zu den Zeitungen, die anderer Meinung waren, die immer wieder das drohende Defizit und die Gefährdung unserer Finanzen bestritten, gehörte auch das „Jornal do Brasil“. Die

Bundesregierung und der Kongreß haben es mit jenen Optimisten gehalten. Nun lese man einmal, was das „Jornal do Brasil“ vorgestern schreiben mußte: „Leider hat sich die Ansicht derer bestätigt, die im vorigen Jahre Befürchtungen bezüglich unserer Finanzlage äußerten. Selbst der Finanzminister zittert heute angesichts der Tollheit unserer Verschwendung, der Verpflichtungen des Schatzamtes, der Schulden, die wir uns unsinnig und unentwegt weiter aufbürden, kurz angesichts all der Lasten, die wir uns aufladen, wo wir rigoros sparsam sein müßten, weil das Budget mit einem ungeheuren Defizit bewilligt wurde. Der Augenblick ist also durchaus angebracht, um Bauten einzustellen, zu streichen, wo irgend es möglich ist, und eine neue und sichere Finanzpolitik einzuschlagen, die das Schatzamt vor vermeidlichen Ausgaben bewahrt und die Möglichkeit entfernt, daß wir zahlungsunfähig und damit auf viele Jahre im Fortschritt gehemmt werden. Bis jetzt haben wir mit der Unerschöpflichkeit unserer Hilfsmittel gerechnet und toll darauf losgewirtschaftet. Aber nun ist der Augenblick gekommen, wo dieser Wahnsinn aufhören muß. Von Irrtum zu Irrtum, von Kompromiß zu Kompromiß sind wir an der Linie angelangt, die nicht überschritten werden kann. Wir müssen eine andere Richtung einschlagen, wenn anders wir nicht bankrott und kreditunwürdig werden wollen. Nur ein Land von Gewissenlosen könnte seinen eigenen Ruin mit ansehen.“

„Wir dürfen uns nicht über die Situation täuschen, dürfen nicht zur Politik der Palliativmittel greifen, dürfen die Agonie nicht verlängern. Wenn die Ausgaben in schreckenerregendem Maße steigen, wenn sie höher werden als die pessimistischsten Voraussetzungen, dann darf die Regierung nicht zögern, Maßnahmen zu ergreifen, die den Marsch zum Ruin unterbrechen. Wenn es nötig ist, dann muß sie Kontrakte revidieren, Bauten einstellen, die häufige Ausgabe von Anleihen vermeiden, unnötige Luxusaussgaben beschneiden, die uns nur kompromittieren und demoralisieren. Das alles muß ohne Zögern geschehen, damit die düstere Wirklichkeit aufgeheilt und ein Budget balanziert wird, das eine Herberge für Inaktive, ein ungeheures Asyl für angeblich Invalide, ein endloses Verzeichnis von Pensionären darstellt, die Folge einer weichlichen und romantischen Politik, die den Kredit des Landes erschüttert hat und noch weiter erschüttert. Die Situation ist derart, daß sie unmöglich weiter mit den üblichen Liebesgaben verschlechtert werden darf.“

„Die Folgen der Planlosigkeit, mit der wir die Finanzfragen behandelt haben, zeigen sich nunmehr in der allgemeinen Teuerung, in den Schwierigkeiten des Broterwerbs, die von Woche zu Woche bedrohlicher werden. Während der langen Periode unserer Tollheit bemühten sich klügere und weiterblickende Völker mit Erfolg, unseren Produkten Konkurrenz zu machen. So ist es gekommen, daß wir in gänzlicher Mißachtung der Ratschläge der Sachverständigen und der Meinungen derer, die die Frage studiert haben, die Entwertung unseres zweitwichtigen Ausfuhrproduktes zuließen, um jetzt gezwungen zu sein, ein Verteidigungswerk zu unternehmen, das uns notwendiger Weise sehr viel kosten muß, ohne daß es uns jemals möglich sein wird, die alte Position wiederzugewinnen. Es ist leicht möglich, daß andere bittere Ueberraschungen uns noch vorbehalten sind, dank unserer Kopflosigkeit, dank dem blinden Vertrauen auf das Unvorhergesehene, auf hinauschiebende Vereinbarungen, auf neue Schulden, mit denen man die alten deckt und die immer größere Last der Verpflichtungen der Zukunft zuschieben. Das „Jornal do Brasil“ stellt sich auf die

Seite derjenigen, die ihre Besorgnis über die Lage nicht verbergen. Die Bundesfinanzen scheinen sich in arger Bedrängnis zu befinden.“

Wir verzeichnen diesen Herzenserguß mit einer gewissen grimmen Genugtuung. Das „Jornal do Brasil“ ist das meistgelesene Blatt Brasiliens und vermöge der Intimität seines Leiters mit dem Senator Pinheiro Machado und dem Marschall Hermes auch von Einfluß. Hätte der Senator für Maranhão und Chefredakteur Dr. Mendes de Almeida die Augen beizzeiten aufgemacht, so hätte er schon vor einem Jahre sehen können, was er heute sieht. Und hätte er schon damals gewußt, daß das Lamentieren über die Teuerung ein ausgezeichnetes Mittel zum Abonnementfang ist, und schon damals unermüdlich Lärm geschlagen, so hätte er sicherlich schon damals Eindruck gemacht, und das Budget wäre nicht ganz so erbärmlich ausgefallen. Aber damals möchte der Herr Senator es wohl noch nicht mit dem Finanzminister verderben, der alle Aussicht zu haben schien, Bundespräsident zu werden. Heute kommt das Geflenne leider zu spät. Das Unglück ist geschehen, und das Volk wird die Suppe auslöffeln müssen, die die herrschenden Interessenpolitiker ihm eingebrockt haben.

Joaquim Vianna †. Aus London kommt die Trauernachricht, daß der noch im jugendlichen Alter stehende hervorragende brasilianische Journalist Dr. Joaquim Vianna am Hirnschlag plötzlich verschieden ist. Der Verstorbene, der in der Mitte der dreißiger Jahre gestanden haben dürfte, war ein Sohn des Rechtsgelehrten Dr. Ulysses Vianna. Schon als Student war Joaquim Vianna in der Presse tätig und schon in der ersten Zeit wurde ihm in Aussicht gestellt, daß er den Ruf seiner Vaters erreichen werde. Er hatte eine sehr große Vorliebe für ernste soziale und wirtschaftliche Probleme und deshalb wurde ihm von seinen Kollegen der Spitznahme „Der Minister“ beigelegt. Nach der Beendigung der Studien, die er mit einem glänzend bestandenen Examen schloß, widmete er sich ganz der Journalistik. Eine zeitlang schrieb er für die „Gazeta de Noticias“ und nachher trat er in die Redaktion des „Jornal do Commercio“ ein. Obwohl Sohn eines sehr reichen Vaters, lebte Joaquim Vianna von dem, was er durch seine Feder verdiente, und als er nach dem Tode des Conselheiro die Millionenerbschaft antrat, da setzte er seine Tätigkeit am „Jornal do Commercio“ unverändert fort, denn die Journalistik war ihm zur zweiten Natur geworden und er konnte sie nicht lassen. Am Ende des vorigen Jahres erregte er durch zwei über die Mißwirtschaft im „Jornal do Commercio“ geschriebene Artikel ein ungeheures Aufsehen. Wir haben diese zwei Artikel gleich nach ihrem Erscheinen übersetzt. — Dr. Joaquim Vianna hatte sich eine große Bildung angeeignet und er beherrschte auch die deutsche Sprache. Einmal ist er in einem „Die Deutschen in Amerika“ überschriebenen Artikel gegen die „deutsche Gefahr“ aufgetreten, welche Arbeit aber — wie es ja mit allen zur Verteidigung des Deutschtums geschriebenen Artikeln zu geschehen pflegt — nicht die richtige Beachtung fand. — Kurz vor seiner Abreise nach Europa, wohin er sich studienhalber begab, vermachte Joaquim Vianna die mehr als viertausend Bände umfassende Bibliothek seines Vaters verschiedenen Bildungsanstalten. Er reiste mit demselben Dampfer, auf dem der Ex-Präfekt von Rio de Janeiro, Pereira Passos, befand. So hat dieser Dampfer zwei hervorragende Brasilianer über den Ozean getragen, die nicht mehr zurückkehren sollten. Bei Joaquim Vianna berührt es einen besonders schmerzlich, daß er so jung und erst am Anfang einer vielversprechenden Laufbahn stehend, aus dem Leben scheiden

mußte. Alle, die ihn gekannt oder seine Arbeiten schätzen gelernt, werden ihm eine bleibende Erinnerung bewahren.

Die Ernte des Todes. In den letzten Tagen ist die brasilianische Journalistik schwer heimgesucht worden. Kaum hatte sich das Grab über Prof. Vicente Grossi geschlossen, da kam die Nachricht vom Tode Dr. Joaquim Viannas und an demselben Tage, an dem der hochbegabte Redakteur des „Jornal do Commercio“ fern von der Heimat in London seine Augen schloß, verschied auch, wie ein etwas verspätetes Telegramm meldet, Caldas Junior. Der erstere von diesen drei war nicht Brasilianer und er lebte nicht in unserem Lande, aber er stand seit Jahren zu der brasilianischen Presse in so engen Beziehungen, daß man ihn dort unbedingt erwähnen mußte, wo von der Journalistik unsres Landes die Rede war. Was Dr. Joaquim Vianna der brasilianischen Presse war, das weiß ein jeder, der sich in unseren Blättern genauer umgeschaut hat — er nahm eine führende Stellung ein, obwohl er — nicht wie wir in der ersten seinen Tod betreffenden Notiz meinten, in Mitte, sondern erst am Anfang der dreißiger Jahre stand. — Francisco Antonio Vieira Caldas Junior, der am 9. ds. in Porto Alegre seine Laufbahn beschloß, war nicht der Größten, aber wohl der Tüchtigsten einer. Er war in der Journalistik groß geworden: seit den Knabenjahren gehörte er der Presse an — vom kleinen Reporter, der auf der Polizei die Chronik abschrieb, hat er es zum Eigentümer einer großen Tageszeitung gebracht, des am meisten gelesenen Blattes im Süden „Correio do Povo“. Dieser Erfolg ist um so mehr zu bewundern, als Caldas Junior kein Talent ersten Ranges war. Er schrieb gut, seine Artikel waren kernig und interessant, aber sie sprudelten ihm nicht so aus der Feder wie anderen, wie den Virtuosen des geschriebenen Wortes, an welchen gerade Brasilien gerade so überreich gesegnet ist. Er schrieb langsam und nachdenklich, er suchte nach Sätzen, er kaute am Federhalter und kratzte nicht selten hinter dem Ohr. Schreiber dieses hat ihn neben Pinto da Rocha arbeiten sehen. Dieser schrieb, den Kopf in die linke Hand gestützt, Setien und Seiten, ohne auch nur aufzuschauen, ohne anzuhalten. Jedes fertige Blatt ging sofort in die Druckerei, ohne daß der Verfasser es noch einmal angeschaut hatte. Caldas Junior rückte dagegen auf seinem Stuhle hin und her, schaute zur Seite und schaute zur Zimmerdecke hinauf, korrigierte, strich und ergänzte und doch war die Arbeit Pinto da Rochas viel, viel besser, viel glänzender als der Artikel Caldas'. Und doch war der letztere vielleicht höher zu schätzen, als der andere; der eine war ein Mann, der mit eisernem Willen sich vorwärts rang, der andere war ein Virtuose, der leicht dahintänzelte, ohne auch nur zu ahnen, wie schwer es anderen war, auf demselben Wege vorwärts zu schreiten. Und gerade in dem eisernen Willen lag der große Wert Caldas Juniors: dieser Wille machte ihn zum Vorbild eines jeden, der ohne den geflügelten Schritt des großen Talents auf der Bahn der Journalismus vorwärts kommen will. Der Glanzschreiber Pinto da Rocha, dieser geniale Stilist und unübertreffliche Dialektiker, hat in derselben Stadt, wo Caldas Junior, der minder Begabte, sein „Correio do Povo“ zu einem großen Blatte machte und sich auf die redlichste Weise ein ansehnliches Vermögen erwarb, ebenfalls ein Blatt gegründet, das aber eingehen mußte, weil der Leiter mit seinem großen Talent keine geschäftliche Tüchtigkeit verband. — Caldas Junior ist besonders deshalb erwähnenswert, weil es ihm in dem vom Parteigehader zerrissenen Rio Grande do Sul gelang, ein Blatt zu gründen und vorwärts zu brin-

gen, das sich mit der Politik nur berichterstattend befaßte. Dadurch hat er den Nachweis erbracht, daß die Politik nicht ein Lebenselement der Journalistik ist, und das war ein Verdienst des Erfolges wert, der ihm zuteil wurde. — Caldas Junior war etwa fünf- oder sechshundvierzig Jahre alt. Auch dieser Arbeiter ist viel zu früh von seinem Arbeitsfelde abgerufen worden, und sein Ableben berührt uns besonders schmerzlich, weil wir wenig seinesgleiche Männer in der Landespresse wissen, die den Beruf des Journalisten als den eines Verteidigers des Volkes auffassen.

Eine wichtige Ursache der Teuerung und der üblen finanziellen Lage, die aber viel zu wenig berücksichtigt wird, ist sicherlich das Abzahlungsunwesen der ambulanten Verkäufer. Der bekannte Theaterschriftsteller Pereira Pinto Balsa-mão hat darauf hingewiesen, daß es den Haushalt vieler armer und wohlhabender Familien ernstlich beschwert. Der Brasilianer und besonders die Brasilianerin neigt bekanntlich sehr zum Kleiderluxus, und um üppig gekleidet zu gehen, dünkt ihnen kein Opfer zu groß; lieber einen Monat lang nichts als Reis und schwarze Bohnen, wenn man sich dafür dann ein Seidenkleid oder eine Straußenfeder leisten kann. Und wenn gar der Luxus und empfindliche Opfer erreichbar scheint, dann um so besser. Auf die Beobachtung dieser Tatsachen gründen die Häuser, die durch fliegende Händler arbeiten lassen, ihr System. Sie lassen ebensowohl in den Vororten, den ärmeren Stadtteilen und dem Dirnenviertel wie in den eleganten Teilen der Stadt alles anbieten, was immer in einem Hause gebraucht werden kann: Geschirr und Teppiche, Spiegel und Vorhänge, Kleiderstoffe und Wäsche, Schmucksachen und Spitzen usw. Mit wunderbarer Behendigkeit öffnen die Hausierer ihre Pakete und Koffer und breiten vor der Frau des Hauses, den jungen Mädchen, den Diensthboten ihre Schätze aus. Alles wird gegen wöchentliche Ratenzahlungen von 2 bis 10 Milreis angeboten. Und wenn die Frauen zögern oder sagen, daß sie kein Geld im Hause hätten, dann wird ihnen bereitwilligst angeboten, die Sachen ohne Anzahlung zu behalten und die erste Rate in der nächsten Woche zu entrichten. Das zieht fast immer. Zwei Milreis jedesmal ist ja eine so unbedeutende Summe! Natürlich sind die Preise entsprechend. Die Händler verkaufen mit 400 und mehr Prozent Aufschlag, und nebenbei taugt die Ware gewöhnlich nicht einmal viel. In zwei oder drei Tagen kommt der Mann wieder, bietet wiederum etwas gegen kleine Ratenzahlungen an und hat wieder Erfolg. Das geht so weit, daß schließlich mancher Familienvater die Hälfte seines Verdienstes für solche Ratenzahlungen hingeben und daß die Familie darben muß. Die Händler erscheinen fast nur an den Wochentagen zwischen 11 und 4 Uhr, wenn sie mit ziemlicher Sicherheit annehmen können, daß sie den Hausherrn nicht antreffen. Der Kassierer aber wird sich ebenso bestimmt am Sonntag einfinden, wenn er auf die Anwesenheit des Familienhauptes rechnen darf, und er ist jederzeit bereit, einen Skandal zu provozieren, falls ihm mit der Bezahlung Schwierigkeiten gemacht werden sollten. Die Summen, die bei diesem Hausierhandel umgesetzt werden, sind nach den Versicherungen des Herrn Pereira Pinto geradezu fabelhaft. Gewiß wird auch viel in den Klubs mit Auslosungen gekauft, die von verschiedenen Geschäftshäusern der Stadt veranstaltet werden, und gewiß sind auch hier die Preise der Waren recht hoch. Aber immerhin steht der Preis noch in einem gewissen Verhältnis zur Qualität der Waren, die fast durchweg gut und teilweise sogar ausgezeichnet ist. Das ist jedoch bei den erwähnten

Hausierverkäufen meistens nicht der Fall, so daß die Käufer in jeder Weise betrogen sind. Die Regierung, die so eifrig die Teuerung bekämpfen möchte, sollte einmal diesen Zuständen ihre Aufmerksamkeit widmen.

Kaiser Wilhelm-Jubiläumsfeier. Am Donnerstag Abend trat das Komitee zur Vorbereitung einer Kaiser Wilhelm-Jubiläumsfeier zu seiner dritten Plenarsitzung zusammen. Den Vorsitz führte Herr Bankdirektor Hechler. Die Unterkommissionen erstatteten Bericht über ihre bisherige Tätigkeit. Die Raumfrage ist dahin entschieden worden, daß die Festsitzung am 14. Juni in dem Club dos Diarios am Passeio Publico stattfinden wird, während für das Volksfest am Sonntag, den 15. Juni, dem Sportplatz des Football-Club Fluminense in der Rua Guanabara (Larangeiras) der Vorzug gegeben wurde. Der Club wird dank den engen Beziehungen, in denen er zum Verein für Bewegungsspiele steht, der deutschen Kolonie in aner kennenswerter Weise entgegenkommen und ihr den gut gelegenen und geräumigen Platz zur Verfügung stellen. Am 14. Juni wird die Musikkapelle der Feuerwehr, bekanntlich von unseren Militärkapellen die beste, abwechselnd mit der durch Liebhaber verstärkten deutschen Kapelle konzertieren, und während des Volksfestes die deutsche Kapelle allein. Ueber das Programm einigte man sich im wesentlichen dahin, daß bei der Festsitzung am 14. Juni Musik- und Gesangsvorträge mit lebenden Bildern abwechseln sollen, und daß nach der Festrede ein Ball anschließen soll. Das Volksfest wird durch ein Fußballspiel des Vereins für Bewegungsspiele eingeleitet werden, woran sich dann Wettspiele für die Kinder und für die Erwachsenen anreihen werden. In den nächsten Tagen wird in der „Deutschen Zeitung“ und durch besondere Zirkulare ein Aufruf zur Mitwirkung bei den Chören und den lebenden Bildern ergehen. Es steht zu hoffen, daß diesem Aufrufe alle, die gesanglich oder darstellerisch mitzuwirken vermögen, auch Folge leisten werden, damit das Fest sich zu einer recht imposanten Kundgebung gestaltet.

Handelsbericht. Die vergangene Woche verlief in allen Geschäftszweigen genau so lustlos, wie die vorhergehenden. Das war auch gar nicht anders zu erwarten nach den Erklärungen, die der Finanzminister über die Lage des Schatzamtes gegeben hat. Von verschiedenen Seiten sind diese Äußerungen als die Verkündigung des bevorstehenden Bankerotts angesehen worden. Das geht wohl zu weit, und man muß sie zunächst als eine Warnung vor unnötigen unproduktiven Ausgaben betrachten. Vielleicht geht die Regierung endlich in sich und beginnt die vernünftige Finanzwirtschaft, die der Marschall Hermes in seinem Regierungsprogramm versprochen hat, von der aber bis jetzt noch nichts zu merken war. Und wenn der Marschall auch nur noch anderthalb Jahre zu regieren hat, so gilt doch das englische Sprichwort: Better late than never. Aber mag man die Worte des Ministers interpretieren wie man will: die Tatsache bleibt jedenfalls bestehen, daß die Börse erschüttert wurde und daß die Käufer sich mit Grausen von den Staatspapieren wandten.

Herr Francisco Salles sagte, daß das Budget mit einem Defizit von 34.000 Contos bewilligt wurde und daß der Kongreß außerdem die Regierung zu Ausgaben im Gesamtbetrag von nicht weniger als 145.000 Contos ermächtigt habe, eine Ermächtigung, von der sie, wie er hoffe, nicht Gebrauch machen werde. Im März betrugen die Ausgaben des Bundes 72.702:397\$746, was für unsere Verhältnisse sehr viel ist. Es sei wahr, daß die Einnahmen ebenfalls beständig im Steigen begriffen seien. So seien im

März 11.872:451\$ in Gold und 25.514:655\$ in Papier eingenommen worden gegen 11.488:971\$ in Gold und 24.816:501\$ in Papier im gleichen Monat des Vorjahres, also 383:480\$ in Gold und 698:146\$ in Papier mehr, oder in Papier umgerechnet . . . 1.345:287\$ mehr. Von Januar bis März betrugen die Einnahmen 33.355:542\$ in Gold und 73.442:134\$ in Papier, gegen 32.694:796\$ in Gold und . . . 71.123:095\$ in Papier im ersten Vierteljahre 1912, also 660:746\$ in Gold und 2.319:039\$ in Papier mehr, oder in Papier umgerechnet 3.434:048\$ mehr. Aber die Erklärungen des Ministers zeigen zur Genüge, daß diese Einnahmesteigerung nicht ausreicht, um die enormen Ausgaben zu balanzieren.

Die Bundesanleihe von 1912 fiel auf 942\$, die von 1909 auf 930\$, Apolices Geraes behaupteten sich auf 950\$. Stadtanleihen wurden zu 195\$ und 199\$ gehandelt. In anderen Papieren fand ebenfalls nur ein ganz geringer Umsatz statt: Bank von Brasilien notierte 244\$, Docas de Bahia 95\$.

Der Kurs hielt sich unverändert auf 16 1/8. Die Goldentnahmen aus der Konversionskasse dauerten an. Der Bestand verminderte sich von . . . 382.003:197\$094 am 4. April auf 377.822:491\$624 am 11. April, also um 5.180:705\$470. Es wird behauptet, daß ein großer Teil dieses Goldes nach Argentinien ausgewandert sei, wo die Bestände der Konversionskasse in der Tat beträchtlich zunehmen. Ob die Behauptung stimmt, vermögen wir nicht nachzuprüfen. Jedenfalls aber spricht die Zunahme der Golddepots in Argentinien sehr entschieden gegen die sonst naheliegende Vermutung, daß das Gold angesichts der kriegsunsicheren Lage nach Europa zurückgeströmt sei. Tatsache ist, daß seit dem 1. März, also in dem kurzen Zeitraum von 40 Tagen, der Konversionskasse 22.000 Contos, gleich 1.460.000 Pfund Sterling, entnommen wurden. Das trägt sicherlich nicht dazu bei, die Knappheit an Umlaufsmitteln zu beheben, unter der das ganze Land leidet. Wenigstens haben inzwischen die Kassensaldi der Banken wieder zugenommen. Sie betrugen am 31. März 97.396:124\$625 gegen . . . 91.506:231\$918 Ende Februar und 94.459:171\$432 Ende Januar.

Aus Europa ist über neue brasilianische Unternehmungen fast nichts zu berichten. Die Lage war dort in der vergangenen Woche nicht derart, daß sie zu neuen Kapitalanlagen im Auslande ermutigt hätte. In London wurde die Alagoas Water Drainage Company mit einem Kapital von 500.000 Pfund Sterling gegründet. Sie soll das Wasserleitungs- und Kanalisationswerk von Maceio betreiben. Die wenigen Titel der neuen Paulistaner Anleihe, die disponibel sind, sollen in der laufenden Woche auf den Markt kommen. Die Mehrzahl wird unter die Besitzer der früheren Anleihen verteilt, die sich mit der Konversion einverstanden erklärt haben. Unangenehmes Aufsehen, und mit Recht, erregte vorgestern das Telegramm des Hamburger Kaffeehändlers an einige Reichstagsabgeordnete (wahrscheinlich wieder die Herren Erzberger und Nacken), in dem er fordert, die Reichsregierung solle die Beteiligung des deutschen Kapitals an der Paulistaner Anleihe verhindern, da sie nur zur Verlängerung der Valorisationsaktion bestimmt sei. Ganz abgesehen davon, daß diese Behauptung den Tatsachen nicht entspricht, mußte die Aufforderung an sich hier einen unliebsamen Eindruck machen, da sie eine höchst überflüssige Animosität gegen São Paulo verrät.

Das Projekt des neuen Zollltarifs, dessen Veröffentlichung für die vergangene Woche in Aussicht gestellt wurde, ist noch immer nicht erschienen. Nun wird es bestimmt für die laufende Woche

erwartet. Offenbar ist die Nationaldruckerei wieder einmal mit dem Setzen nicht fertig geworden. Die Alarmrede des Finanzministers wird übrigens die Begeisterung für beträchtliche Zollherabsetzungen, die im Kongreß ohne Zweifel vorhanden war, recht erheblich gedämpft haben. Von der Einsicht, daß man mit niedrigen Zöllen unter Umständen weit höhere Einnahmen erzielen kann, als mit hohen Zöllen, sind unsere Politiker ja leider Gottes meistens noch recht weit entfernt.

Im Zollkrieg mit den Vereinigten Staaten von Amerika ist in der vergangenen Woche nichts Neues passiert. Die Zollermäßigung von 20 Prozent bleibt also bis auf weiteres aufgehoben, und die Importeure werden die Brutalität der 'Nachverzollung' längst importierter und womöglichst schon weiterverkaufter Waren über sich ergehen lassen müssen. Das kann manchen von ihnen ein kleines Vermögen kosten. In geordneten Rechtsstaaten wird die Absicht, irgend eine Zollvergünstigung aufzuheben, monatelang vor dem Termin bekannt gemacht, damit der Handel sich auf die Aenderung einrichten und entsprechend disponieren kann. Nicht so bei uns: unsere Regierenden, denen der Handel nur als Steuerobjekt beachtenswert ist, kümmern sich um sein Wohlergehen nicht im mindesten. Sonst hätten sie nicht 2 1/2 Monate verstreichen lassen, ohne den Handel von ihren Plänen bezüglich der Zollvergünstigung zu benachrichtigen. Was sie am 15. März wußten, hätten sie auch am 1. Januar wissen müssen, und war das nicht der Fall, so ist das eben ein trauriges Zeugnis für die administrativen Fähigkeiten der regierenden Herren. Der Minister des Aeussern, der doch gern Bundespräsident werden möchte, hat sich durch dieses Verfahren, das ja auf sein Konto kommt, nicht gerade empfohlen. So gewiß wir stets Gegner der den Vereinigten Staaten gewährten Vergünstigung waren, so entschieden wir die Berechtigung der Reklamationen unserer anderen großen Abnehmer dagegen anerkannten, so hartnäckig wir darauf hinwiesen, daß alle Anbiederungsversuche mit Argentinien während der Fortdauer jener Vergünstigung vergeblich seien: ebenso wenig vermögen wir die Prozedur zu billigen, wie die Zollermäßigung beseitigt wurde.

Der Kaffeemarkt war flau, ja sogar zur Baisse neigend. Der Umsatz war unbedeutend, da sowohl Käufer als Verkäufer sich sehr zurückhaltend zeigten. Die Notierungen waren 4. April gegen 11. April: Rio 9\$900 — 9\$500, New York 11,44 — 10,80, Havre 73,00 — 68,50, Hamburg 59,75 — 57,50, London 52/9 — 50/3.

Es ist schwierig, wenn nicht gar unmöglich, die Motive dieser Baisse zu eruieren. An den Konsummärkten erklären selbst diejenigen, die den Preis von 80 und mehr Franken für zu hoch fanden, daß bei 70 Franken ein Grund zur Baisse nicht mehr vorhanden ist. In der Berichtswoche wurde die Baisse mit den großen Liquidationen, die in New York stattfanden, und mit den fortwährend bekanntwerdenden hohen Schätzungen der nächsten Ernte motiviert. Ueber den Wert dieser Schätzungen haben wir erst dieser Tage in unserem Artikel zur Lage des Kaffeemarktes das Nötige gesagt. Die meisten Schätzungen, die drüben wirken, sind fern von Brasilien gemacht und selbst die aus dem Lande selbst stammenden, spiegeln mehr die Wesensart und die Spekulationen des Schätzers als die wahre Lage wieder. Im März wurden verschifft nach Uebersee in Santos 346.169 Sack, in Rio 140.236 Sack und in Nietheroy 21.051 Sack. Dazu kamen noch rund . . . 36.000 Sack, die nach brasilianischen Häfen bestimmt waren.

Die übrigen Märkte boten wenig Interesse. Zucker blieb fest bei 470 bis 480 Reis für weißen Krystall, 300 bis 330 Reis für Mascavinho und 200 bis 220 Reise für Mascavo. Reis und Bohnen erlitten nur geringe Preisschwankungen. Der Xarquemarkt war fester, jedoch ohne Preisänderungen. Im März wurden 24.653 Ballen Dörrfleisch importiert, von denen 10.174 aus Rio Grande do Sul und 14.479 vom La Plata und der Grenze kam. Der Konsum im März betrug 21.323 Ballen, und am Monatsende verblieb ein Vorrat von 21.417 Ballen. Die Preise schwankten zwischen 940 Reis und 1\$100, gegen 660 und 920 Reis im gleichen Monat des Vorjahres.

Die politische Konferenz, die in Barra do Pirahy mit Herrn Bueno Brandão, dem Präsidenten von Minas, der Finanzminister hatte — er fuhr im Sonderzug hin und kehrte umgehend nach Beendigung der Konferenz zurück —, verursachte eine viel größere Sensation, als der Aufstieg des Bundespräsidenten im Hydro-Aeroplan des Fliegers Mac Culloch. Offiziell war der Presse mitgeteilt worden, Hr. Francisco Salles habe sich nach Barra do Pirahy begeben, um den Staatspräsidenten auf der Reise nach Ouro Fino zu „begrüßen“. Aber diese Ankündigung war so dumm, daß niemand darauf hereinfallen konnte. Ein Deputierter, der sich für wohlunterrichtet hält, behauptet, Herr Salles habe zweierlei Gründe zur Reise gehabt. Zunächst wollte er sich beklagen. Er findet nämlich, daß er „verraten“ worden ist, daß seine engeren Landsleute ihn in der Präsidentschaftsaffäre schmählich im Stiche gelassen haben. Es war die erste Gelegenheit nach dem kläglichen Scheitern seiner Kandidatur, daß er mit Herrn Brandão zusammentreffen konnte. Es heißt, der Staatspräsident habe ihn zu überzeugen vermocht, daß er völlig unschuldig sei, und daß der Mißerfolg auf das Konto der Herren Wenceslau Braz, Sabino Barroso, Bernardo Monteiro und anderer komme, die Herrn Salles nicht grün sind. Was den zweiten Teil der Besprechung anbelangt, so hüllte der angeblich wohlunterrichtete Deputierte sich in hartnäckiges Schweigen. Es war nicht mehr herauszubringen, als daß es sich um die Präsidentschaft handelte und daß Minas nicht gewillt sei, auf die Auswahl des Kandidaten keinen Einfluß auszuüben. Aber das ist wenig, denn das kann sich jeder selbst sagen. Die Fragen: mit Pinheiro Machado oder mit Dantas Barreto? — für oder gegen Albuquerque Lins?, die doch heute am interessantesten sind, hütete der Deputierte sich zu beantworten. Und gleich ihm hüllte sich vorgestern die ganze Bank von Minas in geheimnisvolles Schweigen.

Mannigfaltiges.

Pariser Scheidungsstatistik. Die kürzlich vom französischen statistischen Amt veröffentlichte Zusammenstellung der Ehescheidungen im Jahre 1911 umfaßt für Paris allein nicht weniger als 2181 definitiv vollzogene Scheidungen. Der Scheidungsgrund war in mehr als der Hälfte der Fälle „Verschiedenheit der Temperamente“, die zu „schweren Beleidigungen“ führte. Wegen Ehebruchs wurden 264 Frauen und nur 192 Männer geschieden. 300 Fälle waren so delikater Natur, daß der Scheidungsprozeß nur unter Ausschuß der Öffentlichkeit verhandelt werden konnte. 39 Gatten und 30 Gattinnen waren im selben Jahre zum zweitenmal geschieden. Acht Geschiedene waren unter 20, 29, 29 über 60 Jahre. Ein Ehemann war 25 Jahre älter als seine Frau, zwei Frauen hingegen 20 Jahre älter als die Genossen ihrer Leiden. In 1208 Fällen waren die geschiedenen Ehen kinderlos, in 502 Fällen war ein Kind, in 282 Fällen 2

Kinder, in 35 Fällen 4 Kinder, in 6 Fällen mehr als vier Kinder vorhanden.

Eine somnambule Malerin, Frida Gentes, tritt gegenwärtig in München auf. Sie ist eine zarte, kleine, fast kränkliche Person und will sich früher gar nicht mit der Kunst befaßt haben, sondern während einer Krankheit, Traumzustande, zum ersten Male zu zeichnen begonnen haben. Später kam sie dazu, sich durch Autosuggestion in denselben Zustand zu versetzen, und sie malt dann mit Stiften und Farben unsymmetrische Ornamente mit stark phantastischer Note. Bei einer Sondervorstellung konstatierten die anwesenden Aerzte, daß sie sich tatsächlich im Tieftrancezustande befindet. Sie reagiert nicht auf Licht, Stich und Brand, der linke Arm hebt sich und bleibt in kataleptischer Starre.

Folgen einer unsinnigen Wette. Der 21jährige Student Willibald Mathias aus Leipzig, der an der technischen Hochschule studierte, wettete im Kreise seiner Freunde, daß er in stände sei, eine ganze Flasche Kognak in kurzer Zeit zu leeren. Trotzdem die Anwesenden ihm von seinem Vorhaben abrieten, trank der junge Mann eine Flasche in wenigen Zügen aus und fiel sofort, von einem Herzschlag getroffen, tot zu Boden. Mathias, der allgemein große Begabung hatte, stand kurz vor dem Examen.

Mädhenzöpfe im . . . Briefkasten. Ein sonderbarer Zopfabschneider treibt in Straßburg sein Unwesen. Es scheint ihn lediglich die Gefährlichkeit seines Treibens zu reizen, denn auf den Besitz der abgeschnittenen Zöpfe legt er keinen großen Wert. Ein Postbeamter fand nämlich mehrere der Beutestücke, alles große, prächtige Exemplare, in einem Briefkasten am Hauptpostamt.

Jedenfalls der allergrößte Teppich, den es gibt, ist unlängst in Eborpassing fertiggestellt worden. Seine Maße betragen 60 Yard in der Länge und fast vierzig Yord in der Breite. Fünfzig Menschen sind fast drei Monate mit seiner Herstellung beschäftigt gewesen. Der Riesenteppich kostet 12.000.

Landesprodukte.

S. Paulo Grosshandelspreise vom 16. April 1913

Zucker, mascavo . . . per Sack von 60 kg	15\$ 00 — 16\$ 00
„ Krystall . . . „ „ 60 „	29\$ 000 — 30\$ 000
„ Gries . . . „ „ 60 „	22\$ 00 — 23\$ 000
Schnaps „ Liter . . .	\$ 340 — \$ 380
Erdnüsse „ 100 Liter . .	8\$ 000 — 9\$ 000
Reis, Agulha 1. Qual. pr. Sack v. 58 kg	29\$ 000 — 30\$ 000
„ 2. „ „	24\$ 000 — 26\$ 000
„ Catete 1. „ „	21\$ 000 — 23\$ 000
„ 2. „ „	18\$ 000 — 20\$ 000
„ Quirera „ „	5\$ 000 — 10\$ 000
„ Iguape „ „	29\$ 000 — 30\$ 000
Spiritus von 36 Grad . . „ Liter . .	\$ 600 — \$ 800
„ Primaware . . . „ „	\$ 800 — 1\$ 000
Knoblauch „ Hundert . .	\$ 600 — 1\$ 000
Kleeheu (Alfafa) Pr. d. St. „ kg . . .	\$ 250 — \$ 300
Mangabeira-Kautschuk „ Arroba . .	35\$ 000 — 45\$ 000
Kartoffeln, vorige Ernte „ Sack . . .	11\$ 000 — 12\$ 000
„ neue prima „ „	12\$ 000 — 12\$ 500
Schweinefleisch, gesalzen „ Arroba . .	16\$ 000 — 17\$ 000
Baumwollkorn „ „	— — \$ 900
„ Zachs „ kg . . .	— — 1\$ 800
Bohnen, neue „ 100 Liter . .	18\$ 000 — 20\$ 000
„ vorige Ernte . . „ 100 „	12\$ 000 — 14\$ 000
Mandiokamohl (Far. d. m.) „ Sack . . .	13\$ 000 — 14\$ 000
Maisnehl „ „	8\$ 000 — 9\$ 000
Mais, gelber „ 100 lt . . .	9\$ 000 — 9\$ 500
„ weißer „ 100 lt . . .	9\$ 500 — 10\$ 000
„ Catete „ 100 lt . . .	7\$ 500 — 8\$ 000
Rollentabak „ Arroba . .	20\$ 000 — 25\$ 000
Rizinuskerne „ kg . . .	\$ 130 — \$ 150
Butter, frische „ „	2\$ 500 — 2\$ 600
Eier „ Dutzend . .	1\$ 400 — 1\$ 600
Käse „ Stück . . .	1\$ 400 — 1\$ 600
Speck, gesalzen „ Arroba . .	16\$ 000 — 17\$ 000

Sparsamkeit.

Vor einigen Tagen haben wir an leitender Stelle eine kleine Statistik veröffentlicht betreffend die kolossalen Einnahmen der Pfandleihanstalten in Rio de Janeiro im Jahre 1912. Diesem traurigen Bilde wollen wir ein erfreulicheres zur Seite stellen und dazu bedienen wir uns der dieser Tage veröffentlichten Daten der Bundessparkasse in São Paulo. Aus dieser Statistik ersieht man, daß in São Paulo ganz anständige Summen erspart werden, und das erfreulichste bei der Sache ist, daß die Gesamtsumme der Depots sich nicht aus wenigen großen Teilen zusammensetzt, sondern aus vielen sehr kleinen Teilchen, denn nicht die Reichen bringen ihr Geld zur Bundessparkasse, sondern die Minderbemittelten; nicht aus Contos-Einlagen kommt die große Summe zusammen, sondern aus den kleinen Einzahlungen der armen Bevölkerung. Die Bundessparkasse wies am Abschlußtage in den letzten sechs Jahren folgende Depots auf:

1907	13.516:090\$600
1908	14.412:750\$900
1909	15.941:718\$200
1910	20.203:278\$000
1911	27.962:334\$000
1912	36.870:951\$820

Im letzten Jahre sind die Depots also um fast zehn Millionen Milreis angewachsen. Diese Summe hat die arme Bevölkerung von São Paulo erspart. Auch über die Höhe der Einzahlungen gibt die Statistik, die in dem Jahresbericht des Gerenten der „Caixa Economica“, Herrn Joaquim Alves Correa, enthalten ist, Aufschluß. Die Zahl der Einlagen zwischen 10 und 50 Milreis betrug 12.977, zwischen 51 und 100 Milreis wurde 8941 mal eingezahlt, zwischen 101 und 200 Milreis 7707 mal, zwischen 2001 und 2000 Milreis 3454 mal. Aus dieser Liste ersieht man, wo die Depositanten der Bundessparkasse zu suchen sind. Die Einlagen zwischen 10 und 50 Milreis machen 75,59 Prozent aller Einlagen aus. — Im Jahre 1912 wurden 15.563 Sparbüchlein ausgestellt und von diesen gehörten 7818 Brasilianern und 7706 Fremden, 39 Hefte gehörten Vereinen. Interessant ist, zu erfahren, daß das starke Geschlecht unter den Sparern nicht besonders glänzend vertreten ist, denn von den 15.563 neuen Sparbüchlein wurden nur 6031 auf männliche Namen ausgestellt. Der gesellschaftlichen Stellung nach verteilen sich die Inhaber der 1912 ausgestellten Sparbüchlein wie folgt: 2432 waren Arbeiter oder Handwerker, 829 waren Handelsangestellte, 344 Bedienstete, 176 Militärs, 759 Kaufleute, 48 Gewerbetreibende, 133 Eisenbahnangestellte, 312 Staatsbeamte, 110 Mediziner, Apotheker und Hebammen, 58 Richter, Advokaten und Gerichtsbeseante, 42 Ingenieure, Baumeister und Landmesser, 523 Landwirte, 27 Geistliche, 235 Lehrer, 197 Hausbesitzer, 726 verschiedene Berufe. Bei 8616 Depositanten wurde kein Beruf festgestellt. Von diesen waren 5784 Frauen und 2789 Kinder. Von den 15.563 neu Eingetragenen waren 10.592 des Lesens und Schreibens kundig und 4932 waren Analphabeten.

Der Sinn für Sparsamkeit ist bei der paulistaner Arbeiterschaft vorhanden. Die Summe der Ersparnisse muß uns dazu noch bedeutend größer erscheinen, wenn man berücksichtigt, daß die Bundessparkasse nicht das einzige Institut ist, das kleine Depots entgegennimmt, denn die Banken stellen ebenfalls Sparbüchlein für kleine Beträge aus, und mancher Sparer zieht es vor, die Früchte seiner Arbeit auf eigene Gefahr Bekannten anzuvertrauen, die ihnen größere Zinsen zahlen, als die Sparkasse oder

die Banken. Dafür ist die Sicherheit geringer, aber es ist ja nicht umsonst: wer nicht spielen will, kann nicht gewinnen.

Die Inanspruchnahme der Pfandleihanstalten und der Zuspruch der Sparkasse hängen mit der Lage einer Bevölkerung aufs engste zusammen. Beide Erscheinungen können einigermaßen kontrolliert werden. Die Statistik gibt einige Aufschlüsse darüber, wieviel an Wucherzinsen eine Bevölkerung zahlt und wieviel sie erspart, aber vollkommen ist diese Statistik noch lange nicht, denn sie kann uns auch nicht den blassesten Schimmer von einer Ahnung davon geben, was die privaten Geldverleiher der Bevölkerung, dem Elend und dem Leichtsinne „abknöpfen“, wie sie auch auf der anderen Seite uns kein Bild davon zu geben vermag, wieviel Geld von Arbeiter an Arbeiter, von Freunde an Freunde verliehen wird. Daß der private Wucher hier sehr im Schwunge ist, das weiß ein jeder, der sich einmal dafür interessiert hat, wovon gewisse Typen der undefinierbaren Gesellschaft eigentlich leben und gut leben; und daß unter den Bekannten und Kameraden Anleihegeschäfte abgeschlossen werden, ist nicht minder bekannt. Ueber die dritte Erscheinung, die mit den zwei anderen zusammenhängt, fehlt aber jede Angabe — es ist dies das Spiel. Viele von den größeren Beträgen, die zur Sparkasse getragen wurden, stammten jedenfalls von dem „Bicho“, und viele von den Summen, die bei dem Wucherer geholt wurden, gingen ohne Zweifel den Weg durch den Schalter in den Kassenschrank des Bicheiro. Würde man das Spiel ausrotten können, das Spiel der Reichen ebenso wie das der Armen, die Karten ebenso wie den „Bicho“, dann würden die Pfandleiher und die privaten Wucherer sich nach einem anderen Beruf umsehen müssen, wenigstens die meisten von ihnen, und wenn es kein Spiel gäbe, dann wären die Einlagen der Sparkassen ohne Frage bedeutend größer. Mancher Gelegenheitsspieler, der einen kleinen Treffer macht, schleppt wohl den Gewinnst zur Sparkasse, aber viel häufiger geschieht es, daß der Weg umgekehrt gemacht wird: daß die Ersparnisse zum Bicheiro wandern.

Oesterreichische Adria-Ausstellung Wien 1913.

Die Oesterreichische Adria-Ausstellung wird zur Erinnerung der hundertsten Wiederkehr der Einverleibung der Küstenländer an Oesterreich und zur Feier des 65 jährigen Regierungsjubiläums Sr. Majestät des Kaisers veranstaltet. Die Dauer der Ausstellung ist von Mai bis Oktober 1913 geplant und wird für die Zwecke derselben sowohl die Rotunde als auch der Ausstellungspark verwendet. Den Eintritt auf den Ausstellungsort vermitteln vier Portale. Das große Südportal, welches das Stadttor von Zara, die Porta ferma, darstellt und zu beiden Seiten von Gemäuer flankiert wird, in welchem Kassenlokale und Garderoberräume untergebracht sind, vermittelt den Zugang von der Kaiserallee. Neben dem Platze des Acro-Klubs, gegenüber der Ausstellungsstraße, erhebt sich das Nordportal, das Stadttor von Traù darstellend, das durch Rampen verlängert, einerseits dem Wagen-, andererseits dem Strassenbahnverkehr dienen wird. Ein drittes Portal, welches ebenfalls dem Stadttore einer dalmatinischen Stadt nachgebildet ist, führt vom Westende der Ernährungssavenue in den Volksprater, im Zuge der kleinen Zufahrtsstraße. Ein viertes Portal ist gegenüber dem Westportal der Rotunde im Zuge der Perspektivstraße errichtet. Zur Linken des Südportals der Rotunde, gegenüber den Arkaden derselben, er-

hebt sich bereits ein einstöckiges Gebäude im Stile eines dalmatinischen Landhauses, welches zur Aufnahme der städtischen Feuerwehr und der freiwilligen Rettungsgesellschaft bestimmt ist.

In der Rotunde, welche in der Adriaausstellung rein wissenschaftlichen Ausstellungszwecken dienen wird, ist die Südhalle und das Südtransept den Abteilungen „Kriegsmarine“, „Handelsmarine“ und „Flottenverein“ reserviert. Diese Abteilungen werden von dem Marineausstellungskomitee des Flottenvereines beziehungsweise vom Museo permanente marittimo in Triest arrangiert. Die Abteilung der Kriegsmarine zerfällt in 15 Gruppen, welche die Entwicklung unserer Kriegsmarine seit dem Regierungsantritt des Kaisers bis zum Stapellauf des „Viribus Unitis“ darstellen werden. In der Südhalle der Rotunde, welche von dieser Abteilung bereits okkupiert ist, wird u. a. eine moderne Schiffskommandobrücke errichtet, über welche der Zutritt des Publikums zum Innenraum der Rotunde erfolgt. Im Rahmen der Abteilung „Kriegsmarine“ werden natürlich auch große Fabriksfirmen, welche Lieferanten der österreichisch-ungarischen Kriegsmarine sind, ihre Erzeugnisse ausstellen; wir erwähnen u. a. die Skodawerke. In der Gruppe „Torpedo“ wird u. a. die Firma Whitehead, Torpedofabrik in Fiume, ausstellen. Auch die Abteilungen „Schiffbau“ und „Maschinenbau“ sind in der Rotunde untergebracht. Den Nordtransept und die anschließenden Höfe nehmen die Expositionen der naturwissenschaftlichen Abteilung, an deren Spitze Hofrat Dr. Ritter von Wettstein steht, und die archäologische Abteilung ein, deren Komitee Hofrat Professor Dr. Emil Reisch präsidiert. Die Nordhalle wird einerseits von der Abteilung „Ex- und Import“, andererseits von der Abteilung „Maschinen im Betrieb“ belegt. Im Osttransept wird die Südbahn durch zusammenhängende Dioramen die interessantesten Punkte der Reise von Wien nach dem Süden darstellen; im nördlichen Teile der Ostgalerie wird ein kompletter Luxuszug, bestehend aus der modernsten Schnellzugmaschine der Südbahn mit Salonwagen, Schlafwagen, Aussichtswagen durch die Südbahn, die Canadian Pacific-Railway und die Schlafwagengesellschaft ausgestellt. Im Westtransept werden die hygienische und balneologische Abteilung und die Abteilung „Kurorte“ installiert. In der südlichen Hälfte der Ostgalerie wird die Ausstellung der Sektion für Grottenkunde, der Verkehr-Touristik und Sport Platz haben. Die Beleuchtung der Rotunde soll dadurch verbessert werden, daß im Mittelpunkt derselben ein großes Beleuchtungsobjekt errichtet wird.

Dem Westportal wird eine mit exotischen Pflanzen und Blumen der südlichen Flora geschmückte Estrade vorgebaut, von welcher aus man einen prächtigen Rundblick über den großen Kanal und den anschließenden Ausstellungssee genießen wird. Derselbe wird einen Wassereinhalt von 12.000 Kubikmeter haben. Ueber den Kanal werden drei Rialto-Brücken führen. Das ausgegrabene Erdreich wird zur Errichtung eines Hügels am Nordufer des Sees verwendet, dessen Spitze eine alte küstenländische Wallburg krönen wird, und in dessen Innern neben einer Grotte im Stile der Adelsberger Grotte eine Troglodytenwohnung errichtet wird. Im See liegt eine Halbinsel mit einem Kaffeehaus inmitten eines prächtigen Parkes und am Molo verankert der Lloyd-Dampfer „Wien“ im halben Maßstabe mit großem Restaurant. Der Zugang zum Dampfer ist über Schiffsbrücken und Falltreppen von der Seeseite aus für die mit Barken oder Motorbooten Ankommen- den. Ein weiterer Teil des ausgehobenen Erdreiches wird zu einer hohen Anschüttung am westlichen Ende des Ausstellungsparkes verwendet, auf wel-

cher ein Karstwirtshaus — ein großes Volksrestaurant — errichtet wird. Am Südwestufer des Ausstellungssees werden bosnische Hütten mit türkischen Kaffeehäusern und andere Ausstellungsräume zu sehen sein. Zu beiden Seiten des großen Kanals ziehen sich große Häuserblocks hin, durchwegs Nachbildungen hervorragender Baudenkmäler Istriens und des Küstenlandes. Unter diesen befinden sich der Rektorenpalast von Ragusa, das Gemeindehaus von Spalato, das Cad'oro von Pirano, das St. Georgshaus von Lovrana, das Landhaus von Capodistria, eine Kirche mit der Apsis von Parenzo u. a. Zwischen dem Landhaus von Capodistria und der Ernährungsavenue ist die Errichtung der Altstadt geplant, ein Komplex kleiner Häuser und Gäßchen, wie man sie in kleineren Städten Dalmatiens findet. Hier soll das Volk nicht nur bei der Arbeit, sondern auch beim Vergnügen gezeigt und der Rahmen für ein charakteristisches dalmatinisches Volksbild geschaffen werden. In den Läden werden Handwerker und Gewerbetreibende untergebracht werden. Ein eigener Pavillon wurde für die k. k. Tabakregie errichtet, welche die Entstehung der Zigarren und Zigaretten vom Schnitt bis zur maschinellen Verarbeitung vorführen wird. Die Gebäude längs des großen Kanals sind Ausstellungszwecken vorbehalten, mit Ausnahme des Landhauses von Capodistria, welches im Parterre das Post- und Telegraphenamt, die Bank, Reise- und Verkehrsbureaus, Spedition, Kartenbureau und im ersten Stockwerke die Büroräume des Generalkommissariates und der Pressezimmer aufnehmen wird.

Von Regierungsbehörden haben ihre Beteiligung an der Ausstellung offiziell angemeldet: das Arbeitsministerium, das Ackerbauministerium, Eisenbahn- und Finanzministerium. Die staatliche und Landesgewerbeförderung wird in zwei Hallen ausstellen. Die ägyptische Regierung hat die Absicht, sich an der Ausstellung zu beteiligen, ebenso eine Anzahl großer ägyptischer Firmen. Argentinien wird einen eigenen Pavillon errichten, ebenso gemeinsam Brasilien, Paraguay und Uruguay. In diesen vier Fällen handelt es sich nur um die Höhe der Summe, welche für die Ausstellungszwecke von den betreffenden Regierungen bewilligt werden muß. Argentinien beabsichtigt in dem Pavillon sein reichhaltiges, in Wien bereits befindliches Propaganda-Museum auszustellen.

Eigene Pavillons werden errichten: die Cunard Line, die Canadian Pacific Railway Company, die Gesellschaft für Hochdruck-Rohrleitung m. b. H. in Berlin, die Firma Goldscheider (Kunststeinbauten), die Oesterreichische Gesellschaft für Spezialbauten (Architekt Oerley), die Möbelfirma A. Schönthaler u. Söhne (deren Pavillon als Seevilla erbaut wird), die Austro Americana. Die Verhandlungen bezüglich weiterer Pavillonbauten stehen vor dem Abschlusse. In der Ernährungsavenue gelangen nach den bisherigen Anmeldungen als Einzelobjekte zur Aufstellung: eine American Bar, vier Tabakfabriken, Weißhappels Bier- und Würstelhalle, eine Risottohütte (Jokl), Wein- und Landesprodukte des Fürsten Khevenhüller in Friaul, Delikatessenvavillon (Pollack), Münchner Geflügelbraterci (Ammer), Waffelbäckerei (Burian), Lebkuchenerzeugung (Lewicky). Es sind weiters folgende Restaurationen vorgesehen: das Hauptrestaurant auf dem Schiffe, ein Volksrestaurant (Haackerbrau), zwei Osterien, eine dalmatinische und eine istrianische Weinkosthalle, n. ö. Winzerhaus, Risottohütte u. a. Unter den Anmeldungen von Industrien befindet sich Skoda, Bleckmann, Benz und zahlreiche Großindustriefirmen aus dem Deutschen Reiche.

Aus aller Welt.

Die Einwohnerzahl Leipzigs. Das Statistische Amt berechnet die Einwohnerzahl Leipzigs auf den 1. Juli 1913 im Voraus auf 615.800. Dazu würden, wenn die Einverleibungen von Schönefeld, Mokkau und Leutzsch am 1. Juli vorgenommen werden, was ja noch nicht feststeht, noch etwa 50.000 Seelen kommen, so daß Leipzig dann rund 665.800 Einwohner zählen würde.

Einem in ganz großem Umfange angelegten Saccharinschmuggel ist die Hamburger Polizei auf die Spur gekommen. Auf dem Hauptbahnhof wurden am 4. März vier Leute verhaftet, die mit einer großen Sendung Süßstoff dort angekommen waren und im Begriff standen, die Ware ihren Abnehmern zuzuführen. Das Hauptlager befindet sich in Berlin, wohin das Saccharin aus der Schweiz eingeschmuggelt wurde. Zwei Hamburger Beamte sind nach Berlin gereist, um die weiteren Spuren zu verfolgen.

Russische Zustände. Auf der Wjaßmabahn (Gouvernement Tula) entgleiste ein Personenzug. Einige Waggons stürzten den Bahndamm hinab. Eine Frau wurde getötet, zwei Fahrgäste und ein Schaffner schwer verletzt. Die in Moskau eingetroffenen Fahrgäste berichteten, daß die Entgleisung dadurch herbeigeführt wurde, daß die Schienen an der Unfallstelle von Bauern, die die Schrauben für ihre Wirtschaft brauchten, auseinandergenommen wurden. Nach dem Unfälle seien die Bauern über die Verwundeten hergefallen und hätten sie geplündert. Die Bauern hätten den Reisenden das ganze Geld und die Pelze weggenommen.

Eine Minenexplosion im Hafen von Gijon, in dem Felsprengungen vorgenommen werden, schleuderte auf die Zuschauer und die benachbarten Schiffe einen Hagel von Steinen, durch die nach der einen Meldung 24, nach der anderen 69 Personen getötet wurden.

Eichenrückgang in der Schweiz. Es ist eine bekannte Tatsache, daß der Vorrat an Eichen in der Schweiz immer mehr verschwindet, und daß heute schon die Preise für Eichenholz, die neulich wieder eine Erhöhung erfahren haben, ganz exorbitant sind. Man weiß auch, daß die Holzhändler in den letzten Jahren begonnen haben, ihren Bedarf an Eichenholz in Oesterreich zu decken, wo jedoch infolge der vermehrten Nachfrage die Preise ebenfalls in die Höhe geschneit sind. Nun haben die Holzhändler der Schweiz begonnen, ihr Eichenholz aus Japan zu beziehen und kürzlich ist der erste Waggon japanischer Eichenstämmen im Neuenburgerischen angekommen. Es sind Stämme von außerordentlichem Umfang mit feinem Holz, und der Preis dafür steht immer noch ziemlich unter demjenigen für schweizerisches oder österreichisches Eichenholz.

13.000 sozialdemokratische Agitatoren. Wie man den Leipz. Neuest. Nachr. schreibt, ist das Agitationsheer der Sozialdemokratie mit Einschluß der Angestellten der verschiedenen Gewerkschaften ungefähr 13.000 Mann stark. Bekanntlich haben sich die in der Arbeiterbewegung tätigen Angestellten zu einer Unterstützungsvereinigung zusammengeschlossen. Diese zählt heute bereits ... 10.791 Mitglieder. Noch nicht beigetreten sind etwa 2300

Flüchtiger Defraudant. Nach Veruntreuung von 300.000 Mark ist der Direktor Paul Richard Lindner flüchtig geworden. Lindner war zuletzt Generaldirektor der früheren Landverwertungs-Gesellschaft, jetzigen Land-Industrie-Bank in Berlin.

Durch falsche Buchungen setzte er sich im Laufe der Zeit in den Besitz der genannten Summe.

Staroperation an der Königin von Rumänien. Der Straßburger Augenarzt Professor Landolt nahm an der Königin Rumäniens eine leichte vorbereitende Staroperation vor. Der Gesundheitszustand der Königin ist ausgezeichnet.

Eine Revanchekundgebung. Am 9. März sind die Pariser Studenten, wie alljährlich, vor das Standbild von Straßburg auf dem Konkordienpaltz gezogen, um dort ihre Kränze niederzulegen. Die Zahl der Teilnehmer wurde von den Blättern auf mehrere Tausende angegeben. Um der Bedingung zu entsprechen, unter der die Behörde die patriotische Kundgebung duldet, hatte man sich das Wort gegeben, keine Reden zu halten. So geschah es auch. Man legte die Trauer- und Lorbeerkränze nieder und zog dann schweigend und entblößten Hauptes vor dem Standbild vorüber. Wenn aber, um der behördlichen Bedingung zu entsprechen, nicht mit Worten geredet wurde, so wurde dafür um so deutlicher in anderer Weise gesprochen. Es wurde ein Aufruf verteilt, dessen Wortlaut die Dépêche de Toulouse mitteilt. Er lautet: „Franzosen! wir wohnen heute dem herrlichen Erwachen der slavischen Völker des Orients bei. Es scheint, daß wir schon jetzt sofort aus den Ereignissen die ernstesten Lehren ziehen können und müssen, die sie enthalten. Es gibt derartige Verknüpfungen zwischen der patriotischen Pflicht, die die Balkanvölker so ruhmreich erfüllen, und unserer Pflicht als Franzosen gegenüber Elsaß-Lothringen, daß vielleicht niemals unsere Nation Gelegenheit gehabt hat, eine so nützliche Lehre von der Geschichte zu erhalten.“ Die Pariser Blätter haben diesen Aufruf totgeschwiegen. Natürlich, denn sie müssen in diesen Augenblick dem französischen Volke beweisen, daß es niemand in Frankreich gibt, der an den Angriff oder Krieg denkt, und Deutschland dagegen die Nation ist, die Frankreich überfallen will!“

Ein geradezu unglaublicher Leichtsinns — um nicht mehr zu sagen! — hat in Neuenburg eine Familie in tiefe Bestürzung und — was mehr ist — eine Tochter in das greulichste Unglück gebracht, das man sich ausmalen kann. Vor wenigen Wochen kam ein sogenannter orientalischer Teppichhändler und klopfte die Gegend energisch ab. Dabei gelang es ihm, das Vertrauen einer Familie zu gewinnen. Dem Familienvater wußte er beizubringen, daß man dortzulande eigentlich noch sehr rückständig sei, und daß die Jugend ins Ausland müsse, wenn sie ihren Weg machen wolle usw. Er sei eben von einer sehr ehrenwerten Familie beauftragt, ihr eine Bonne aus guter Familie zu besorgen, am liebsten aus der Schweiz usw. Er vermochte denn auch, den Vater dahin zu bringen, ihm seine fünfzehnjährige Tochter anzuvertrauen, daß sie sogleich mit ihm nach Wien reise. Er werde sie die ganze Reise lang begleiten und väterlich über sie wachen! Man ließ die Tochter mit ihrem Beschützer ziehen; von Olten kam noch eine Karte der Tochter mit fröhlichen Grüßen — und seither ist sie und ihr Begleiter spurlos verschwunden! Die in Wien angegebene Adresse stellte sich als falsch heraus, und so ist leider keine Frage, daß das arme Mädchen einem Händler mit lebender Ware in die Hände geliefert worden ist! — Hätte man den Vater um ein Darlehen von hundert Francs gebeten: der Mann würde zahllose Erkundigungen eingezogen haben. Aber für eine Tochter! Das ist ja kein Geldeswert!

Wackere Leistungen vollbrachten letzthin öster. - ung. Feldpiloten Oberleutnant Holeka und Oberleutnant Nittner. Holeka stieg am 24. Januar von Görz auf und überflog in der Richtung auf Lai-

bach den Karst, wobei er eine Höhe von 2600 Metern erreichte. Die Strecke Görz - Laibach legte er in 1 Stunde und 19 Minuten zurück.) Oberleutnant Nittner stieg am 26. Januar von Jlidze auf, überflog die im bosnischen Karst gelegenen Orte Pale und Mokro und erreichte eine Höhe von 2700 Metern. Es ist das erstemal, daß diese Karsteile überflogen wurden.

Aus einem russischen Nonnenkloster. Im Surakloster bei Archangelsk kam es bei der Einführung der neuen Aebtissin zu einem öffentlichen Skandal. Die Nonnen weigerten sich, die neue Aebtissin, deren Vergangenheit sittlich nicht einwandfrei sein soll, anzuerkennen, worauf der Bischof und die Aebtissin in der Klosterkirche während des Gottesdienstes mit zwei Polizisten erschienen. Die Polizisten mißhandelten und beschimpften die Nonnen in rohester Weise und rissen ihnen Kapuze und Schleier vom Kopf. Infolge des Vorfalles sind die meisten Nonnen aus dem Kloster geflohen.

Glockenläuten verboten. Aus New York wird berichtet: Im Staate Oklahoma hat eine vor mehreren Jahren eingesetzte Sanitätskommission vor kurzem der Staatsverwaltung einen Bericht erstattet, daß das Glockenläuten eine der wesentlichsten Ursachen der zunehmenden Nervosität der Bevölkerung sei. Im Einvernehmen mit dem Kirchenrat wurde daraufhin beschlossen das Glockenläuten in Zukunft vollkommen einzustellen.

Reformen in der päpstlichen Nobelgarde. Der Vatikan hat aus Ersparnisgründen einschneidende Reformen in seiner kleinen Armee eingeführt. Bekanntlich war die Nobelgarde, die Gardedukorps des Papstes, bisher ausschließlich aus römischen Patriziern zusammengesetzt, die dafür Gehalt bezogen. Um diese für die päpstliche Kasse immerhin beträchtliche Summe zu ersparen, werden künftig alle katholischen Adligen der Welt zu der Nobelgarde zugelassen, jedoch ohne einen Gehalt zu empfangen. Nur die bereits angestellten Nobelgardisten beziehen ihren Gehalt weiter.

Felssturzkatastrophe bei Cattaro. Von einem schweren Unfalle, der sich infolge eines Felssturzes in der Nähe von Cattaro ereignete, wird jetzt berichtet. Bei einem Bau wurde durch den Absturz einer mächtigen Felsmasse die Unterkuftsbaracke verschüttet und die dort Beschäftigten unter den Erd- und Steinmassen begraben. Sechs der Soldaten, die beim Bau verwendet wurden fanden den Tod, fünf andere wurden schwer verletzt. Die „Milit. Rundschau“ teilt über die bedauerliche Katastrophe folgende Einzelheiten mit: Am 19. v., um 4 Uhr nachmittags, hat bei einem Bau nächst Cattaro ein Felssturz von zirka 200 Kubikmeter in die Baugrube stattgefunden und dabei die Unterkuftsbaracke verschüttet. Bei dieser Katastrophe sind vier Mann des Infanterieregiments Nr. 33 und zwei Kanoniere des Festungsartillerieregiments Nr. 5 getötet und fünf Infanteristen schwer verletzt worden. Von seiten der Militärbehörde wurde die Untersuchung angeordnet.

300 000 Kronen für eine Briefmarkensammlung. Aus Maria-Theresiopel wird berichtet: Der Zsabyaer Insasse Pera Prodanow begann schon als Student eine Briefmarkensammlung anzulegen. Später bereicherte er die Sammlung als Matrose auf seinen vielen Ozeanfahnen durch seltene und exotische Exemplare. Ein englischer Lord erfüllte von der interessanten Briefmarkensammlung und ließ Prodanow dafür 300 000 Kronen anbieten. Prodanow, der inzwischen als Handlungsgehilfe in Hamburg ansässig wurde, begibt sich nunmehr nach London, um den Verkauf abzuschließen, und wird von dort in seinen Geburtsort zurückkehren.

Eine neue große deutsche Flugzeugfabrik hat die Gothaer Waggonfabrik ins Leben gerufen. Sie hat sich Konstrukturen gesichert und beabsichtigt, in ihrem Typ einen Mittelweg in der Praxis demnächst zu präsentieren, der die Vorteile der Aviatikflugzeuge mit denen der Albatros-Aeroplane verbindet. Die Militärverwaltung soll bereits Interesse an diesen Flugzeugen der Gothaer Fabrik genommen haben. Neue Kapitalsaufwendungen für den Flugzeugbau seien nicht beabsichtigt und nicht erforderlich. Es verlautet, daß auf den Export ins Ausland gerechnet wird.

Der Statthalter in Straßburg verbot den Verkauf des Pariser Blattes „La Matin“ in den Reichslanden, weil es durch seine Hetzkampagne gegen Deutschland aufreizend wirkt.

Eine kolossale Flugleistung. Der Flieger Guillaux legte die Strecke von Savigny sur Braye nach Issy les Molineaux, insgesamt 190 Kilometer, in einer Stunde zurück und hat damit die höchste bisherige Leistung im Schnelligkeitsflug übertroffen.

Der neue Chefrabbiner von England. Dr. Hertz, der früher in Südafrika tätig war und gegenwärtig in Amerika amtiert, ist zum Chefrabbiner von England gewählt worden.

Ziffern vom Berliner Zoologischen Garten. Der Londoner Zoologische Garten galt langjährig der erste und besuchteste der Welt. Noch jüngst veröffentlichte eine große englische Zeitung eine Notiz, daß dieses altberühmte Institut am Tage vor Weihnachten 1912 den millionsten Besucher zu verzeichnen hatte. Von der englischen Presse wurde diese Tatsache mit großem Stolz erwähnt. — Wie weit der Berliner Zoologische Garten seinen älteren Kollegen inzwischen überflügelt hat, geht daraus hervor, daß der Berliner Zoo im gleichen Zeitraum 1 400 000 zahlende Besucher zu verzeichnen hat, wobei Aktionäre und Abonnenten nicht mit einbezogen sind, da deren Eintritt in Berlin, anders als in London, nicht gezahlt wird. Hierbei dürfte noch interessieren, daß der Tierbestand des Berliner Zoologischen Gartens mit etwa 1400 Arten (ungefähr 3000 Einzeltieren) den des Londoner Gartens etwas übertrifft, obgleich jener bei seinem Tierbestand die Aquariuminsassen mitzählt.

Bei Bauarbeiten im Franziskanerkloster der spanischen Stadt Logrono wurde ein reicher Schatz gefunden: eine große Anzahl arabischer Schwerter mit Goldgriffen, 42 Rüstungen aus Eisen und Gold, darunter eine mit Edelsteinen eingelegete; silberne und goldene Sporen, drei Säcke voll Münzen und drei Mumien in Ebenholzsärge. Der Schatz stammt vermutlich aus der Schlacht bei Navarrete (1367), in der Peter der Grausame von Kastilien und der Schwarze Prinz die Franzosen unter Heinrich von Transtamare und du Duesclin besiegten.

In Tokio hat sich ein „Klub der Hundertjährigen“ unter dem Vorsitz des Grafen Orkuma, dem früheren Präsidenten des Ministerrates, gebildet. Die Mitglieder müssen wenigstens 90 Jahre alt sein. In Tokio haben sich bereits zahlreiche alte Leute als Mitglieder des Klubs gemeldet, darunter 12, die über 110 Jahre alt sind.

Dreizehn Jahre Zuchthaus wegen Landesverrats. Vor dem Reichsgericht hatte sich der Kaufmann und ehemalige Lehrer Hermann Naujoks aus Willischken (Kreis Tilsit) wegen Spionage zu verantworten. Dem Angeklagten, der zuletzt auf der Werft von Blohm u. Voß, Hamburg, angestellt war, wurde zur Last gelegt, Bücher, Zeichnungen, Pläne und Schriften, die Blohm u. Voß und dem Reichsmarineamt gehören, gestohlen und diese geheimzuhaltenden Dinge in Paris und anderen Or-

ten des Auslandes an auswärtige Regierungen ver-
raten und dafür Geldsummen erhalten zu haben. Nau-
joks wurde unter Versagung mildernder Umstände
zu dreizehn Jahren Zuchthaus verurteilt.

Eine sozialdemokratische Parteibank
mit einem Grundkapital von einer Million Franken
hat die sozialistische Partei in Belgien unter der
Firma Banque du travail gegründet.

Eine Einsturzkatastrophe hat in der
Stadt Makinley (Texas) 35 Personen den Tod ge-
bracht, 50 weitere sind schwer verletzt worden. In
dem eingestürzten Hause befand sich eine Eisenhand-
lung. Ohne irgendwelche vorherige Anzeichen fiel
die Wände plötzlich ein und auf ein nebenste-
hendes zweistöckiges Warenhaus, in dem im Augen-
blick der Katastrophe viele Frauen und Kinder Ein-
käufe besorgten. Sofort nach dem Zusammenbruch
des Hauses brach in den Trümmern Feuer aus, wo-
durch die Rettungsarbeiten sehr erschwert wurden,
während zahlreiche Verschüttete unter den Trüm-
mern langsam verbrannten. Herzerreißende Szenen
spielten sich ab. Einer der Angestellten lag unter
einem riesigen Balken festgeklemmt. Seine Füße
brannten ab, und unter furchtbaren Schmerzen schrie
er fortwährend: „Tötet mich, tötet mich!“ Als die
Feuerwehrleute endlich zu ihm gelangen konnten,
war er bereits tot. Die Ablösungsarbeiten nahmen
ungefähr eine Stunde in Anspruch, worauf erst die
Rettungsarbeiten begonnen werden konnten, die ge-
gen Mitternacht beendet wurden. Man fürchtet, daß
noch viele Verwundete ihr Leben verlieren wer-
den.

Offiziere in Haft genommen. Dreizehn Of-
fiziere, unter ihnen ein Major des 32. österreichisch-
ungarischen Infanterieregiments, sind wegen Mili-
tärbefreiungsschwindels verhaftet und nach Buda-
pest gebracht worden.

Von flüssigem Eisen verbrannt. Ein
schweres Unglück, das fünf Menschenleben kosten
dürfte, hat sich auf dem Stahlwerk Lichtentanne
bei Zwickau in Sachsen ereignet. Beim Transport
einer mit flüssiger Eisenmasse gefüllten Lore brach
eine Achse und das glühende Eisen ergoß sich auf
die den Wagen begleitenden Arbeiter. Acht Mann
wurden von der feurigen Masse überströmt und
schwer verbrannt. Fünf davon sind so schlimm zu-
gerichtet, daß an ihrem Aufkommen gezweifelt
wird.

Ein Würdiger. Wie die Blätter melden, ist der
Führer der Heilsarmee, General Bootle, der Sohn
des unlängst verstorbenen Begründers dieser Ein-
richtung, als Kandidat für den Nobelpreis vorge-
schlagen worden.

Die Rache des Betrogenen. In Ludwigsha-
fen überraschte der verheiratete Fabrikarbeiter
Johann Walecchini seine 27jährige Ehefrau mit
ihrem Schwager Maroni Domonico bei einem in-
timen Beisammensein. Walecchini schlug mit einem
Prügel beide tot. Der Täter ist verhaftet.

Sonderbarer Tod eines Flugschülers.
Bei einem eigenartigen Unfall hat der junge Flug-
schüler Max Priezinski auf dem Flugplatz Schulzen-
dorf bei Tegel den Tod gefunden. P., der in der Flug-
schule von Ramser in Schulzendorf auf einem Hae-
felin-Eindecker ausgebildet wurde, hatte Rollübun-
gen vorgenommen, bei denen die Maschine in ein
Loch geriet und beschädigt wurde. Priezinski wollte
nun am andern Tage darauf den Schaden im Schup-
pen ausbessern und einige gerissene Spanndrähte
durch neue ersetzen. Um die Enden der Drahtzüge
zu verlöten, bediente sich der Flugschüler einer Ace-
tylenlampe. Infolge unvorsichtiger Handhabung des
Werkzeuges flog der Verschlußdeckel der Lampe
plötzlich ab, schlug gegen die Decke und stürzte

beim Zurückprallen dem Flieger auf den Kopf. Prie-
zinski wurde betäubt und fiel mit dem Kopf auf
den glühenden Lötkolben, so daß das Metallstück
die Schädeldecke des Unglücklichen durchbohrte und
seinen sofortigen Tod verursachte. Da bei dem Un-
fall niemand von den Monteuren zugegen war, blieb
der Vorfall einige Stunden unentdeckt, bis schließ-
lich ein Schlosser den Schuppen betrat und P. tot
auffand. Die benachrichtigte Tegel Polizei ließ die
Leiche des Fliegers beschlagnahmen.

Das Geständnis des Polizeikapitäns
Walsh hat ein ganzes System von Bestechlichkeit
und Gewalttätigkeit aufgedeckt. Verhaftungen wei-
terer hoher New Yorker Polizeibeamten stehen be-
vor, die ein vollkommenes Erpressergewerbe in den
ihnen unterstehenden Bezirken ausgeübt haben und
dafür Begünstigungen aller Art, auch der größten
Verbrechen gewährten.

Ein Millionen-Diebstahl in New York.
Einbrecher durchhöhlten am 16. März die Keller-
mauer eines Pfandinstituts in der Hesterstreet und
erbrachen die Safes. Sie sollen außer Juwelen Ak-
tien im Werte von 70 Millionen Dollars, und zwar
51.900 Vorzugsaktien und 55.000 Stammaktien der
Union-Pacific-Eisenbahn, sowie 1000 Stammaktien
der Southern-Pacific-Eisenbahn erbeutet haben, die
angeblich aus dem Vermögen E. H. Harrimans her-
rühren.

Vom Ehemann im Backofen verbrannt.
In der Backstube des Bäckers Kwialkowsky in War-
schau spielte sich in der Nacht vom 27. auf den
28. Februar ein entsetzlicher Vorgang ab. Der Bäk-
kermeister, der erst zu Weihnachten die bildhübsche
Tochter eines Baumeisters geheiratet hatte, war auf
seine junge Gattin eifersüchtig. Sein Argwohn stieg,
als sie ihm mitteilte, daß sie sich Mutter fühle, und
er beschloß, sie zu ermorden. Nachts schritt er zur
Tat. Er holte aus seiner an der Backstube gren-
zenden Wohnung seine schlafende Gattin aus ihrem
Bett, warf sie, noch ehe er darin gehindert werden
konnte, in den glühenden Backofen und bedrohte
seine Gesellen mit einem Revolver, wenn einer es
wagen sollte, seine Frau aus dem Ofen zu ziehen.
Bis einer der Gesellen die Polizei herbeigeholt hatte,
war der Körper der unglücklichen Frau bereits voll-
ständig verkohlt. Ihr Mann ließ sich ruhig fest-
nehmen, zeigte keine Reue und erklärte, er habe
die Schreckenstat aus Eifersucht begangen.

Die Erhebung des deutschen Kaiserli-
chen Patentamtes zu einem internationalen
Amte ist vorgeschlagen worden. Man schreibt da-
zu: Ein Vorschlag, der das hohe Ansehen bekundet,
dessen sich das deutsche Patentamt im Auslande er-
freut, ist soeben von der Zentralstelle der Interna-
tionalen Associationen in Brüssel gemacht worden.
In ihrem Organ wird vorgeschlagen, das deutsche
Patentamt zu einem internationalen Amte auszu-
gestalten. Es wird angeführt, daß von 45 000 Patent-
anmeldungen im Jahre 1910 nur 12 000 eine Ein-
tragung erwirkten. Ein großer Teil der Erfinder
melden ihre Arbeit erst dann bei den Aemtern der
verschiedenen Staaten an, wenn sie in Deutschland
eine Eintragung erwirkt haben.

120 000 Mark auf der Straße gefunden.
Einen recht wertvollen Fund machte der Buchbinder
Regenstein aus Brandenburg. Als Regenstein nach-
mittags von einer Radtour nach Genthin zurück-
kehrte, entdeckte er auf der Chaussee nicht weit
von Brandenburg eine Aktentasche. Er nahm sie
an sich und fand in der Tasche Wertpapiere für
120 000 Mark. Kur zuvor war dem Buchbinder
ein Automobil begegnet, dessen Insassen offenbar
die Verlierer waren. Da in der Mappe der Name
des Besitzers verzeichnet war, konnte der Verlie-

rer, ein Fabrikant aus Magdeburg, noch an demselben Tage ermittelt und benachrichtigt werden. Noch am Abend traf dieser in Brandenburg ein, um die Wertpapiere in Empfang zu nehmen. Dem glücklichen Finder wurde eine angemessene Belohnung zu teil.

Fünf Tage lebendig begraben. In einem Erzbergwerk zu Egremont wurden drei Bergleute durch einbrechendes Wasser von der Außenwelt abgeschnitten. Es gelang, nach ihrem unterirdischen Kerker ein Loch zu bohren, durch das man zwei von ihnen mit Nahrung versorgen konnte. Bis die Rettungsarbeiten so weit vorgeschritten waren, daß man die Leute befreien konnte, wurde es Dienstag. Unter dem Jubel der Bevölkerung brachte man die beiden mit Namen Cair und Wand aus Tageslicht. Sie waren soweit wohlauf, nur müde, denn sie hatten es nicht gewagt, zu schlafen. Ein dritter Bergmann namens Bewley wurde tot auf einer kurzen Leiter gefunden, an die er sich noch im Tode klammerte. Da er erst wenige Tage in dem Bergwerk gearbeitet hatte, war er die falsche Leiter emporgestiegen und fand den Tod in dem aufsteigenden Wasser.

Das Testament des ungarischen Grafen Dionys Andrássy. Graf Andrássy hinterließ ungefähr fünf Millionen Kronen an Legaten für wohltätige und kulturelle Zwecke. Einen großen Betrag, ungefähr 750 000 Kronen, erhält das Pensionsinstitut der ungarischen Journalisten. Eine Stiftung setzt den Verrein für bildende Künste in die Lage, aus den Zinsen jährlich 30 000 bis 70 000 Kronen für Kunstkäufe verwenden zu können. Für die Lehrer des Komitats Abauj und Zemplen sorgt das Testament in der Weise, daß es die Errichtung eines Internats für 200 Kinder angeordnet. Das Testament bedenkt außerdem fast sämtliche Landesanstalten und Einrichtungen, die kulturellen und humanitären Zwecken dienen.

Gegen die babsichtige dreijährige Dienstzeit. Die Pariser Arbeitergewerkschaften, denen sich die des ganzen Landes anschließen werden, haben bereits beschlossen, gegen die von der Regierung zur Erhöhung der Wehrfähigkeit des französischen Volkes geplante Umwandlung der zweijährigen Dienstzeit in eine dreijährige mit allen zu Gebote stehenden Mitteln anzukämpfen.

Goldfunde im Yukongebiete. Nachrichten aus dem im Yukongebiet (Kanada) gelegenen Distrikte nahe dem Teskin-See wissen von reichen Goldfunden daselbst zu melden. Ob sich die Gerüchte über diese Goldfunde in ihrem vollen Umfange bestätigen werden, bleibt natürlich noch sehr abzuwarten.

Allerlei Bunt.

Das Notsignal. Eine lustige Geschichte von der Watling-Insel berichtet der Kapitän des Dampfers „Arcadian“, der von seiner Reise nach Bermuda vor einiger Zeit in New York eintraf. Auf den Bahamas-Inseln herrschte während der Anwesenheit des Dampfers große Aufregung, denn etwas Unerhörtes hatte sich ereignet. Ein deutscher Dampfer, der auf seinem Kurse die Watling-Insel kreuzte, beobachtete auf der Signalstation der Insel die Flaggensignale und bemerkte, daß hier die Notflagge „N I“ gehißt war, was nach dem Internationalen Code bedeutet: „Ich bin angegriffen, Hilfe!“ Der deutsche Dampfer eilte nun mit Volldampf in die Reichweite der nächsten größeren Signalstation und gab die Alarmanmeldung weiter: „Die Watling-Insel ist angegriffen, schleunige Hilfe!“ Der Generalgou-

neur der Bahamas-Inseln war nicht wenig verblüfft; da aber in jener Gegend noch Schmuggler ihr Wesen treiben, glaubte man an irgend einen Putschversuch, und mit größter Hast schiffte man drei Kompagnien Marine-Infanterie mit zwei Geschützen nach der Watling-Insel ein. Dort herrschte eitel Frieden, und der schwarze Unteroffizier, der die Signalstation verwaltet, war über die Ankunft der Soldaten sehr erstaunt; er wußte nichts von Schmugglern und Putschversuchen. Bald aber klärte sich das Rätsel auf; dieser Negerunteroffizier war glücklicher Vater geworden, und in seiner Begeisterung hißte er eine Flagge mit den Initialen seines neugeborenen Stammhalters. Der Unglücksmensch war sich nicht im geringsten darüber klar, daß diese Buchstaben einen dringenden Hilferuf bedeuten; wahrscheinlich hatte er außerdem geglaubt, daß niemand bei dem abgelegenen Eiland die Flagge sehen würde. Bald aber saß der unvorsichtige „glückliche“ Vater im Arrest.

Neue Parfümbehälter. Den jungen eleganten Pariserinnen macht es Spaß, auf ihrem Toiletentisch möglichst viele Parfümflakons aufzubauen. Die häßlichen Flaschen sind endlich aus dem Bereich des Ankleidezimmers verschwunden. Eine seltene Essenz muß heute in einem hübschen, kostbar geschliffenem Kristall dargeboten werden; Form und Ausschmückung des Flakons erhöhen den Reiz des Geschenks. Da gibt es nun als reizende Neuheit kleine Kristalltonnen, die schief geneigt auf einem Bänkchen ruhen und das belebende Eau de Cologne Tropfen für Tropfen aus einem vergoldeten Hahn herausströmen lassen. Daneben feine Flaschen mit holländischem Wappen, genaue Kopien seltener und kostbarer Kristalle aus früheren Zeiten. Auf durchsichtigem, böhmischen Glase, meistens in Form einfacher Wasserkaraffen, entzücken innen und außen gemalte Rosen die Augen der hübschen Frauen, deren feine Finger gern mit den Kristallen spielen. Der allerneueste Parfümbehälter dürfte aber doch wohl die Hutnadel sein. Will man einer Freundin, die schon „Alles“ hat, ein kleines und zugleich praktisches Geschenk machen, so verehrt man ihr eine Hutnadel mit Hundekopf. Am Ende der langen Nadel befindet sich der kleine, aus kostbarem Stein geschliffene Kopf einer Bulldogge, dessen Augen und Halsband aus Brillanten sind. Ein langes, grünes Lederetui wird oben von einer kleinen, mit weißem Atlas ausgepolsterten Hundehütte abgeschlossen, und die Nadel steckt so in ihrer ledernen Scheide, daß nur der Kopf des Hundes aus der ledernen Hütte herausguckt. Dieser Hundekopf kann abgeschraubt werden. Er birgt in seinem Innern ein Schwämmchen, das mit Parfüm getränkt wird. Ja, die Mode ist erfinderisch!

Wilson der Eilige. Von dem neugewählten Präsidenten der Vereinigten Staaten erzählte ein Newyorker Blatt kürzlich eine hübsche Anekdote. Als Wilson Gouverneur von New Jersey war, hielt er einmal eine Rede, in der er den Amerikanern ihr unnötiges Hasten vorwarf. Diesen Tadel stützte er mit einer kleinen Erzählung: Eine Dame sei in einen Straßenbahnwagen gestiegen, in dem noch viele Plätze frei waren; trotzdem blieb sie stehen. Der Schaffner forderte sie auf, Platz zu nehmen, aber sie habe entgegnet: „Ich will lieber stehen bleiben, ich habe es ja furchtbar eilig.“ Wilson schloß seine Rede mit der Behauptung, daß alle Amerikaner mehr oder minder ebenso geartet wären wie jene Frau. Einige Monate darauf hielt sich Wilson in New York auf und benutzte dort einmal die Untergrundbahn. Der Zug näherte sich der Endstation, war aber noch gegen hundert Meter vom Ziele entfernt; wer jedoch bereits jetzt voll Ungeduld von seinem Sitze auf-

sprang, war Gouverneur Wilson. Zufällig befand sich in jenem Wagen ein Mann, der Wilsons Rede gegen die amerikanische Hastigkeit mit angehört hatte. Der boshafte Zeuge hielt ihm nun seine Wankelmütigkeit mit folgenden Worten vor: „Gouverneur, glauben Sie wirklich daß Sie schneller ankommen werden, wenn Sie stehen?“ Wilson lachte und kehrte auf seinen Paltz zurück. Als aber der Zug tatsächlich hielt, war er dennoch wieder der erste, der zur Tür hinauslief.

Ein Wettbewerb für „vollkommene Ehemänner“. Am 15. April wird in London die „Ausstellung des einfachen Lebens“ (Simple Life Exhibition) eröffnet. Der „Clou“ dieser Ausstellung wird der Wettbewerb der „vollkommenen Ehemänner“ sein, der Verheirateten wie Junggesellen in gleicher Weise offen steht. Ueber 200 Meldungen sind hierzu bereits eingegangen. Nach was für Grundsätzen der beste „vollkommene Ehemann“ herausgefunden werden soll, kann man ungefähr den Angaben der englischen Tagespresse entnehmen. Da gibt es Bewerber, die sich ihrer Pünktlichkeit rühmen, andere glauben den Preis zu erringen, weil sie weder trinken noch rauchen, wieder andere, weil sie stattlich und schön sind. Es soll eine praktische Prüfung vorgenommen werden, die aus zwei Teilen besteht: beim ersten Teil wird angenommen, der „vollkommene Ehemann“ erscheint mit einer Verspätung von einer Stunde zum Mittagessen. Wie verhält er sich seiner Frau gegenüber? Das soll er in der Prüfung zeigen. Offenbar darf er nicht mit gerunzelter Stirn, weil er so viel hat arbeiten müssen, heimkehren, sondern er muß, um keinen Familienzwist herbeizuführen (und den Preis davonzutragen), Blumen, Schokolade oder noch bessere Dinge mitbringen. Wenn der Braten inzwischen kalt geworden ist, muß er dazu ein vergnügtes Gesicht machen, selbst dann, wenn es sich um Hammelfleisch handelt. Der zweite Teil der Prüfung nimmt den entgegengesetzten Fall an: Der „vollkommene Ehemann“ ist längst zu Hause, aber das Essen ist frühestens in einer Stunde fertig. Diese eine Wartestunde muß er nun ohne Aerger absitzen, ja er muß dabei immer noch der lebenswürdige „vollkommene Ehemann“ sein, selbst dann, wenn er keine freie Stunde zum Warten hat. Das Preisrichteramt liegt, wie es wohl selbstverständlich ist, in zarten Frauenhänden. Miß Gladys Cooper, eine bekannte Londoner Schauspielerin, spricht bei der Preisverteilung das entscheidende Wort.

Garnisonsalarm in Straßburg. Bei Gelegenheit der letzten falschen Garnisonsalarmierung in Straßburg darf man daran erinnern, daß der Kaiser einmal, allerdings schon vor etwa zwanzig Jahren, die Garnison in Straßburg wirklich selbst alarmiert hat. Es war an einem bitterkalten Wintertage, im Januar 1893. Der Kaiser, der, wenn wir nicht irren, in Donaueschingen gewelt hatte, sollte, wie amtlich bekanntgegeben war, von dort nach Karlsruhe weiterreisen. Unterwegs, auf der Kreuzungsstation Appenweier, gab der Kaiser jedoch plötzlich Order zur Fahrt nach Straßburg, schärfte aber dem Stationsvorsteher dieses belebten Eisenbahnknotenpunktes persönlich ein, von seinen veränderten Reisedispositionen nichts nach Straßburg zu melden. So langte der Hofzug auf dem Straßburger Güterbahnhof an, wo der Kaiser und sein Gefolge ihre in einem besonderen Wagen mitgeführten Pferde bestiegen und in die Stadt ritten. Am Bahnhofplatz rief der Kaiser den ersten Soldaten, dessen er ansichtig wurde, einen Infanterie Einjährigen heran. „Kennен Sie mich?“ — „Zu Befehl, Majestät!“ erwiderte der Front machende Einjährige. „Dann zeigen Sie mir den Weg zur Hauptwache!“ Der Kaiser und

die in seinem Gefolge befindlichen hohen Offiziere folgten dem Einjährigen durch die winkligen Straßen der alten Stadt zur Hauptwache am Kleberplatz, wo der Kaiser die gesamte Garnison alarmieren ließ. Es dauerte nur wenige Minuten, bis die Trommler und Hornisten durch die Straßen eilten, in denen sich die Nachricht von der Ankunft des Kaisers wie ein Lauffeuer verbreitet hatte. Bald darauf rückten auch die ersten Regimenter mit klingendem Spiel zu dem im Süden von Straßburg, drei Viertelstunden von der Stadt entfernten Polygon, dem Exerzierplatz der Garnison, hinaus, wo der Kaiser die Front der Truppen abritt und einen Vorbeimarsch abnahm. Dann kehrte er mit seinem Gefolge zum Bahnhof zurück und setzte die unterbrochene Reise nach Karlsruhe fort.

Vertauschte Kriegsberichte. Die Kriegsberichterstatter haben es nicht leicht. Man weiß, daß diejenigen, die ins bulgarische Lager entsandt wurden, im Hauptquartier kaltgestellt und auf Schritt und Tritt bewacht wurden; nicht besser erging es den zum türkischen Heere geschickten Journalisten; und bei anderen Heeren, die gegenwärtig auf Kriegsfuß stehen, versteht man auch keinen Spaß. Der italienische Kriegsberichterstatter Falbo schreibt dem „Messagero“, daß in der serbischen Stadt Wranja eine besonders strenge postalische Zensur ausgeübt werde: es würden hier ganz rücksichtslos alle abgehenden und ankommenden Briefe geöffnet. Die Briefe würden allerdings, damit der Empfänger nichts merke, mit einer solchen Geschicklichkeit aufgemacht, daß nur ein Kenner die Spuren der vollzogenen Operation entdecke. Unlängst aber geschah es, daß dem Berichterstatter des „Matin“ ein von der Redaktion des „Journal“ geschriebener Brief ausgeliefert wurde, während der Berichterstatter des „Journal“ ein Schreiben aus der Feder des Chefredakteurs des „Matin“ erhielt; der Zensor hatte sich in der Eile offenbar geirrt, als er die Briefe, die er unter Verletzung des Briefgeheimnisses gelesen hatte, wieder in die Umschläge zurücklegte. Die beiden Kollegen machten, da die Blätter, die sie vertraten, einander spinnefeind sind, süßsaure Miene zum bösen Kriegsspiel und tauschten dann die vertauschten Briefe in der korrektesten Weise aus.

Zeppelins neueste Erfindungen. Graf Zeppelin wird demnächst, wie von sonst bestunterrichteter Seite bekannt gegeben wird, mit einer Reihe neuer Erfindungen auf dem Flugzeug-Gebiet hervortreten. Der bereits im 75sten Lebensjahre stehende, aber geistig und körperlich jugendfrische „Eroberer der Lüfte“ durch die seinen Namen tragenden Lenkballons hat sich, nach der Versicherung eines vertrauenswürdigen Gewährsmannes, seit mehreren Jahren in aller Stille auch mit der Flugzeugfrage, der Vervollkommnung der Aeroplane, beschäftigt und ist damit so weit gediehen, daß die Öffentlichkeit ins Vertrauen gezogen werden kann. Der Bekanntgebung wird namentlich in militärischen Kreisen die größte Bedeutung beigemessen werden. Die Heeresverwaltung ist schon darauf aus, die besten Flugzeugtypen zu gewinnen, und wird selbstverständlich die Errungenschaften einer Autorität wie Zeppelin ganz besonders berücksichtigen, wenn sie für die Zwecke der Armee nutzbar gemacht werden können.

Unechter Schmuck. Ein französischer Konsularbericht macht auf die große Aufnahmefähigkeit aufmerksam, die das spanische Absatzgebiet und insbesondere der Markt von Barcelona für unechten Schmuck bietet. Hauptlieferanten dieser Ware sind Frankreich, Deutschland und Oesterreich. Genaue statistische Ziffern über den Umfang dieser spani-

schen Einfuhr sind nicht erhältlich, da die fraglichen Artikel mit verschiedenen anderen zusammengeworfen werden. Von einem Wettbewerb der spanischen Erzeugnisse ist kaum die Rede, abgesehen von der Erzeugung von Rosenkränzen und den sogenannten Eibar- und Toledo-Bijouterien, die Goldinkrustationen auf Stahl sind. Französische unechte Schmuckwaren werden in Spanien wegen ihr guten Geschmacks zwar sehr geschätzt, vermögen aber den Wettbewerb mit den billigen deutschen und österreichischen Waren nur schwer zu bestehen. Immerhin könne, bei dem Mangel einer genauen Statistik freilich nur ungefähr, der französische Anteil an der Versorgung des spanischen Marktes als der größte von den dreien bezeichnet werden. Feste Zahlungsmodalitäten bestehen nicht, sondern es entscheidet die besondere Vereinbarung.

Der Kampf um die Zitrone. In Kalifornien hat es große Fröste gegeben und Sizilien steht in hellem Jubel. Diese Zusammenstellung dieser beiden Tatsachen scheint barock; sie wird aber sogleich verstanden, wenn man sich vergegenwärtigt, daß die Kältewelle in Kalifornien die dortige Zitronenernte vernichtet hat und daß darum die Sizilianer auf ein glänzendes Ausfuhrgeschäft rechnen. Sizilien ist ja von altersher das klassische Land der Zitrone, die dort in den edelsten Qualitäten gedeiht. Auch Mureia in Spanien ist ein Mittelpunkt der Zitronenkultur, aber die Mureia-Zitrone steht der von Sizilien, sowie der aus den anderen besten italienischen Lagen an Qualität bedeutend nach. Zu den Ländern, die die Hauptabnehmer der sizilianischen Zitronenernte bildeten, zählten früher neben Deutschland und Rußland vor allem die Vereinigten Staaten. Wie seit der Verpflanzung der edlen Einrichtung der Bars auch bei uns männiglich bekannt, wird die Zitrone in Amerika zur Bereitung einer Ummenge komplizierter Getränke verwendet, und der Bedarf der Vereinigten Staaten an sizilianischen Zitronen war ausserordentlich groß. Zu dieser Zeit stand die sizilianische Zitronenhandlung im Zenit seiner Blüte, und der gute amerikanische Kunde war bei den heißblütigen Insulanern so beliebt, daß sie bei jeder Gelegenheit ihrer Begeisterung für die Sterne und Streifen gern Ausdruck gaben. Inzwischen aber ging der nüchterne Yankee mit gewohnter Beharrlichkeit dem Plane nach, der ihm vorschwebte; Tausende von Hektaren fruchtbarsten kalifornischen Landes wurden mit Zitronen- und Orangenbäumen bepflanzt, schnell kam Kaliforniens Zitronenkultur vorwärts, und heute wird bereits die größere Hälfte des Zitronenverbrauchs der Vereinigten Staaten von Kalifornien aus gedeckt. Ueberdies trugen die Amerikaner natürlich auch kein Bedenken, den sizilianischen Wettbewerb durch einen kräftigen Einfuhrzoll, den sie auf Siziliens Zitronen legten, zu erschweren. Seitdem ist der Zitronenhandel Siziliens sehr benachteiligt, die besten Zeiten sind vorüber und der Amerikaner ist auf der Insel bei weitem nicht mehr so beliebt wie einstmal. Und nun stelle man sich die Freude der Sizilianer vor, als sie die Botschaft erreichte, daß die diesjährige Zitronenernte in Kalifornien so gut wie ganz zerstört sei. Gewaltige Vorräte wurden alsbald nach Amerika verschifft und eine große „Hausse“ auf dem Zitronenmarkt entwickelte sich. Wahrscheinlich werden auch die deutschen Hausfrauen sie zu fühlen bekommen, denn die sizilianische Zitrone wird hiernach wohl auch in Deutschland zunächst im Preise steigen.

Weiterer Rückgang des Indigoanbaus. Infolge des Vordringens des künstlichen Indigos geht der Anbau von natürlichen Indigo in Britisch-Indien von Jahr zu Jahr zurück. Auch im letzten Jahre ist eine Abnahme der Anbaufläche und der Ernte ein-

getreten. Die Gesamtanbaufläche in Britisch-Indien wies im Jahre 1912/13 ein Areal von 214.500 Acres auf gegen 266.900 Acres im Jahre 1911/12. Der Gesamtertrag an Farbstoff wird im Jahre 1912/13 auf 37.600 cwts. geschätzt gegen 47.700 cwts. im Vorjahre.

Ein seltsamer Fisch. Als gegen 1875 die Kolonisation von Neuseeland einen großen Aufschwung nahm, da fiel es, so erzählt B. Forbin in „La Nature“, den Passagieren der Dampfer, welche die Cookstraße, die Meerenge zwischen der Süd- und Nordinsel Neuseelands, kreuzten, auf, daß ein riesiger, hellschimmernder Fisch sie eskortierte: er kam allemal in der Nähe einer Bucht des Peloruslandes wie ein Torpedo hervorgeschossen, dem Schiffe entgegen, machte lustige Sprünge um dasselbe, rieb sich fröhlich an seinen Wänden und schwamm wiederholt unter dem Kiel durch. Schließlich verschwand er, wie er gekommen war, und auch jedesmal an derselben Stelle. Den Matrosen war er schon so bekannt und vertraut geworden, daß sie ihn „Pelorus Jack“ benannt hatten und an der bestimmten Stelle eifrigst auf sein Kommen warteten. Auch in wissenschaftliche Kreise drang die Kunde von dem merkwürdigen Fisch, und eine wissenschaftliche Expedition, welche diesen Teil Ozeaniens erforschte, versuchte auch näheres über Pelorus Jack zu erkunden; die Eingeborenen, die ihn Kaikai-a-Waro nannten, erzählten, er habe schon lange vor dem Erscheinen der „Blaßgesichter“ in gleicher Weise die Kriegskanoes der Maori umtanzt, obwohl dieselben mit fürchterlichen Fratzen geziert wären. Es ist auch noch gelungen, ihn in der Naturgeschichte unterzubringen, und man vermutet nur, daß er ein Albino einer Delphinart ist, der seiner absonderlichen bläulichen, manchmal auch purpurn und gelblich schimmernden Farbe wegen von seinen Stammesgenossen verstoßen ist und nun, entgegen den geselligen Neigungen der letzteren, einsam lebt; er ist aber beträchtlich größer als die größten Exemplare der Art, welcher er vermutlich angehört. Sein sonderbares Gebaren bei der Annäherung von Schiffen versuchten sentimentale Gemüter dahin zu erklären, daß ihm die Schiffe die ersunte und entbehrte Gesellschaft bringen und er sie deshalb so freudig umtanzt, während andere, minder poetische, einfach der Ansicht sind, daß er durch das Reiben am Schiffsrumpfe sich von Parasiten oder ihm anhaftenden Tintenfischen befreien will. Der Grund mag nun sein, welcher er wolle, Tatsache ist, daß der geheimnisvolle Fisch seit einem halben Jahrhundert zu jeder Tages- oder Nachtzeit an der bestimmten Stelle auftaucht und auf seiner gewohnten Strecke von 12 bis 15 Kilometern jedes, auch das schnellste Schiff mit Leichtigkeit begleitet. Hält das Schiff vielleicht einmal an, um seine Fracht an frischen Fischen einzunehmen, die ihm mittels eines Motorbootes an Bord gebracht wird, so entfernt er sich so lange; aber sobald die Schiffsschranke sich wieder in Bewegung setzt, kehrt er wieder zurück. Mehrmals kam es vor, daß Reisende sich ein Vergnügen daraus machten, auf Pelorus Jack ihre Revolver abzuschließen, und einmal, vor etwa zehn Jahren, mußte man schon glauben, er sei einem dieser Attentate erlegen, denn er ließ sich wochenlang nicht sehen. Die empörte öffentliche Meinung verlangte einen wirksamen Schutz gegen derartige Roheiten, und nun ereignete sich der gewiß in der Weltgeschichte einzig dastehende Fall, daß ein Gesetz zum Schutze eines einzigen Wassertieres erlassen wurde, welches einen jeden, der nachweislich den Delphin „jagte“, mit einer Geldstrafe belegte.

Feuilleton.

Ein Wintertraum.

Roman von Anny Wothe.

Allein im Wald mit dem Winterweib —
Ihr wundersam Antlitz ist totenbleich,
Ihre Lippen flüstern und locken: „Bleib,
Ich geb dir zu eigen mein weites Reich.“

Eugen Stangen.

„Hallo! Bahn, Bahn!“ schallt es lachend von einem Rodelschlitten, der vom Start vor dem Schloßhotel in Oehrhof die Schwarzwälderstraße hinabsaust.

„Rodel — Heil! Rodel — Heil!“ klingt der Ruf von allen Seiten zurück.

„War das nicht die kleine Oertzen? Donnerwetter, ich glaube fast, der Wurm erlaubt sich, uns zu schneiden“, näselt ein schmächtiger Jüngling in lichtgrauem Sweater und knallblauen, kurzen Hosen, indem er sich bemühte, sein Einglas fester ins Auge zu klemmen, und dabei keuchend versuchte, einen der schweren Bobsleighs in die rechte Bahn zu bringen.

„Lassen Sie doch die Hände davon, Baron.“ rief ihm ein junger, blonder Hüne ärgerlich zu, der einen Fuß auf den Schlitten gestemmt hatte und mit den Augen den Weg verfolgte, den der Rodelschlitten abwärts genommen. „Einen solchen Bob muß man zärtlich und anständig behandeln, wie eine empfindsame Geliebte, verstanden?“

„Na, als ob ich das nicht aus dem Grunde kann,“ antwortete Baron Torres voll Selbstgefühl, so daß alle Umstehenden laut auflachten, „aber wissen Sie, lieber Vossen, das muß ich doch noch sagen, die Kleine ist einfach süß. Werde mich doch nachher mal ranlotsen.“

Dunkle Glut stieg in das frische Gesicht des blonden Mannes mit blitzenden Blauaugen, der jetzt hastig einen Schritt zurücktrat und über Baron Torres hinweg laut fragte:

„Mannschaft noch immer nicht da? Wir verträdeln wirklich die kostbare Zeit.“

„Hier, hallo, Bob — Heil.“ rief es von verschiedenen Seiten.

„Na Gott sei Dank. Platznehmen, Herrschaften. Achtung!“ kommandierte Hans Ulrich Vossen. „Wollen Hoheit jetzt den Aar steuern? Ich führe die Hexe,“ wandte er sich an einen hohen, schlankgewachsenen Mann in schwarzem, weißverbräuntem Sportanzug, der die weiße Sportmütze tief in das etwas blasse, vornehme Gesicht gezogen hatte und nun leicht abwehrend mit leisem Lächeln sagte:

„Nein, bester Vossen, danke, ich will doch lieber mein Leben und das kostbare meiner Nebenmenschen heute noch ein wenig schonen. Ich bin noch ganz nervös von der gestrigen Wettfahrt. James Wood führt heute den Aar. Da bringen ihn schon unsere Damen im Triumph.“

„James Wood!“ Wie ein Lauffeuer flog der Name durch die am Start durcheinanderwogende Menge. James Wood, der Flieger, der berühmte Erfinder einer neuen Flugmaschine, mit der er erst unlängst grandiose Preise gewonnen! James Wood wollte den Bob des Prinzen von Schwarzeneck führen! Alles drängte, stürmte wild durcheinander. Im Umsehen waren die beiden Bobsleighs von einer schwatzenden, lachenden, neugierigen Menge umringt.

Der kalte, scharfe Blick der harten, grauen Augen des Hinzutretenden, der jetzt nach flüchtiger Begrüßung mit tiefer, klingender Stimme seine Befehle gab, scheuchte die Umstehenden unwillkürlich zurück.

War das ein König?

Die hohe, vornehme Gestalt des Prinzen von Schwarzeneck erschien fast klein neben der gebietenden Erscheinung des Fliegers, der jetzt kurz sagte:

„Zu wenig Belastung, Hoheit.“

„Unsinn,“ rief eine frische Stimme von der „Hexe“ her, die sich schon bemannt hatte, und ein reizender, rotlockiger Mädchenkopf mit brennend roter Zipfmütze fügte lachend hinzu: „Ingelid fehlt noch, Hoheit. Um Gottes willen, fahren Sie nicht ohne meine Schwester, die mordet Sie sonst.“

„Es wäre süß, von so schönen Händen zu sterben,“ lachte der Prinz zurück.

Hans Ulrich von Vossens Stimme aber kommandierte dazwischen:

„Fertig! Los!“

„Bob — Heil!“ rief es von allen Seiten, und mit rasender Geschwindigkeit schoß, von Hans Ulrich sicher und elegant geleitet, die „Hexe“ zu Tal.

Mit leiser Ungeduld fragte James Wood den Prinzen:

„Ist Ihre Mannschaft immer so säunig, Hoheit?“

„Schönen Frauen sieht man manches nach,“ lächelte der Prinz, dann aber rief er lebhaft:

„Na, endlich, da ist sie ja. Achtung, Mister Wood.“

Vom Schloßhotel schritt eine hohe, schlanke, fast überlebensgroße Frauengestalt, wie es schien mit halbgeschlossenen Augen, auf die kleine Bob-Gesellschaft zu. Die Nahende war ganz in Weiß gekleidet. Ihr Gang hatte etwas Schwebendes, Hoheitsvolles. James Wood, der sie mit kühlem Blick musterte, dachte plötzlich:

„So kommt die bleiche Schneefrau daher, das Winterweib, das den Tod bringt.“

Jetzt war die schöne Frau ganz nahe.

„Wie kannst du uns nur so lange warten lassen, Ingelid,“ rief eine vorwurfsvolle Männerstimme, und ein kräftiger Mann im gleichen Sportanzug wie der Prinz richtete sich von dem „Aar“, auf dem er schon an der Bremse Platz genommen hatte, wieder auf und fügte, ohne eine Antwort abzuwarten, hinzu:

„Darf ich dich mit Mister Wood bekannt machen?“

„Meine Braut, Gräfin Ingelid Rottock.“

Das schöne Mädchen schlug die großen, blauen, dunkelumsäumten Augen, in denen seltsame, grüne Funken tanzten, einen Moment zu Mister Wood auf, dann neigte sie leichtgrüßend das dunkelhaarige Haupt.

Langsam zog sie die weiße Wollmütze tiefer in das blasse Antlitz und, ohne auf ihren Verlobten zu achten, nahm sie auf dem vorderen Teil des Schlittens Platz.

„Achtung!“ kommandierte der Flieger.

„Ich tute,“ rief Riele Vossen, die Schwester des Leiters der „Hexe“, sich behaglich vor dem Bräutigam Ingelids zurechtsetzend und vergnügt die Trompete, die ihr an einem roten Band um den Hals hing, an die Lippen führend, „und Sie, Graf, halten mich gleich, wenn ich falle, Sie sind der stärkste.“

Graf Leo v. d. Decken, der Verlobte Ingelids, lachte gutmütig auf.

„Kleine Egoistin,“ drohte er, „warten Sie nur, wenn ich Sie mit Hilfe der Bremse in den Schnee fallen lasse.“

Riele lachte silberhell. „Das gehört mit dazu, Graf! Bob — Heil!“

Inzwischen hatte Ingelid zwischen dem Lenker und dem Prinzen Schwarzeneck Platz genommen.

„Fertig, los!“ erscholl wieder das Kommando. Dienstbereite Hände gaben eifrigst dem Bob einen Stoß, und pfeilgeschwind sauste der Schlitten in die winterliche Waldespracht hinein.

Unbewegt den Blick der großen, grauen Augen starr vor sich hingerichtet, saß der berühmte Flieger am Steuer und lenkte den Bob haarscharf und sicher an den gefährlichsten Kurven vorüber.

Klar und scharf klangen seine Kommandorufe, und doch wurden sie nur ganz mechanisch gegeben.

Dicht hinter ihm saß die Schneefrau so kühl und weiß, und doch war es ihm, als käme aus ihrem Munde ein heißer, versengender Atem an seinen Hals. Merkwürdig, daß der Wald, trotzdem James Wood nicht links noch rechts sah, ihm nie so zauberhaft, so märchenschön erschien.

An dem Silbergraben ging es entlang. Wie von tausend duftigen Spitzen umhüllt, ragten hoch die Tannen, und wie von unzähligen Diamanten funkelte es ringsumher auf Baum und Strauch.

Grell klang Riele Vossens Trompete in James Woods Gedanken. Ein anderer Bob hatte schon seinen Schlitten fast gestreift, aber mit sicherer Hand steuerte Wood den „Aar“ durch die gefährlichste Kurve glatt hindurch. Zwischen Pferdeschlitten, Bobs und Rodeln ging die sausende Fahrt auf der schneebedeckten Straße dahin.

Er fühlte, einen Augenblick hatte der Herzschlag des kühlen Winterweibes, das hinter ihm auf dem Schlitten hockte, doch gestockt. Sie hatte gespürt, daß ihr und der anderen Leben in seine Hand gegeben.

Ein wildes Triumphgefühl — er wußte selber nicht weshalb — nahm ihn plötzlich gefangen.

Er, der tausendmal lächelnd dem Tode ins Antlitz gesehen, er war besorgt, daß er das Häuflein Menschen, das hinter ihm auf dem Bob saß, sicher die Bahn zu Ende führte.

Eigentlich hätte er lachen können über sich und über die andern.

Wie wahnsinnig fuhr er plötzlich drauf los. Unbeweglich, nur leicht zur Seite geneigt, um nach seinen Befehlen die Kurven zu nehmen, saß die Mannschaft fest, die Riemen in der Hand.

Wieder flog es wie eine Glutwelle von der schönen Frau zu ihm herüber, und da — da war auch schon das Ziel.

Eine schaulustige Menge begrüßte den pfeilschnell heransausenden „Aar“ mit Hurrarufen.

Riele krächte vergnügt in das Jauchzen der Menge hinein. James Wood aber ließ mit unbewegtem Gesicht, weder rechts noch links sehend, den Bob auslaufen.

Die Mannschaft der „Hexe“ rief den Ankommen den ein kräftiges „Bob — Heil“ zu.

Der Lenker des „Aar“ sprang elastisch von seinem Sitz. Es fiel ihm gar nicht ein, der hinter ihm sitzenden Dame die Hand zum Aufstehen zu bieten. Prinz Günther Schwarzenek war schon der Gräfin Rottock behilflich, während ihr Verlobter noch sachkundig die Bremse untersuchte.

„Sie hatten wohl nicht übel Lust, Mister Wood, uns alle ins Jenseits zu befördern?“ fragte mit hellem Lachen der Prinz, indem er die mit weißen Wollhandschuhen bekleideten Hände gegeneinander schlug.

„Vielleicht,“ lächelte der Flieger spöttisch zurück. „Ich habe Hoheit schon mehr als einmal darauf aufmerksam gemacht, daß es gefährlich ist, sich mir anzuvertrauen. Oft habe ich eine unwiderstehliche Sucht, zu erproben, ob ich Herr des Todes bin.“

„Oder des Lebens,“ antwortete eine tiefe Frauenstimme, und James Wood sah gerade in die blauschimmernden Augen mit den grünen Lichtern der Gräfin Ingelid Rottock. „Es ist oft so viel Koketterie dabei, wenn Männer mit ihrem Leben spielen, das vielleicht noch vielen nützen könnte, zumal noch gar nicht verbürgt ist, daß in der Stunde des Todes

nicht selbst der Stärkste zittert,“ sagte sie langsam.

Ein herrischer Blick aus den kaltgrauen Augen des Fliegers traf das schöne Mädchen mit dem zartblassen Gesicht und dem entzückenden, roten Mund, der leichtspöttisch verzogen war und schöne, weiße Zähne sehen ließ, Zähne, die etwas Raubtierartiges hatten.

„Sie haben wohl noch nie dem Tode ins Antlitz geschaut?“ fragte er schnell, halb die langen, dunklen Wimpern über die scharfen, grauen Augen legend.

„Doch, schon oft — soeben erst. Oder wollen Sie es leugnen, daß wir kaum vor Minuten, dank Ihrer Geschicklichkeit, dem sichern Tode entronnen sind?“

„Sagen Sie lieber, daß ich Sie alle, dan kleiner Ungeschicklichkeit, ohne jede Veranlassung, in eine große Gefahr gebracht habe. Ich dachte an andere Dinge, die für einen Boblenker vom Uebel sind. Ich bitte nachträglich um Absolution, Gräfin.“

Ingelid lachte. Ein leises, klingendes Lachen.

„Wer sagt Ihnen denn, daß ich mein Leben so kostbar einschätze, und Ihnen noch danken muß, weil Sie mich sicher zu Tal geführt?“

„Ich nehme das ohne weiteres an, Gräfin. Jung, schön, Braut. Alle Lebensbedingungen für Lebensglück und Freude sind Ihnen ja gegeben.“

Er sah, wie sich die feinen, roten Lippen fest zusammenpreßten, wie in das blasse, klare, durchsichtige Gesicht eine leise Röte stieg und die schwarzen Augen sich zwischen den Brauen finster zusammensoben, aber Graf Leo v. d. Decken, der Verlobte des schönen Mädchens, der eiligst hinzutrat, unterbrach die Unterhaltung, indem er sagte:

„Aber liebste Ingelid, wollen wir den hier anfrieren?“

„Sind die Schlitten da?“ fragte die Stimme des Prinzen dazwischen.

„Befehl, Hoheit,“ meldete ein Diener mit tiefer Verbeugung.

„Ich mache den Vorschlag, Hoheit,“ nahm Graf v. d. Decken das Wort, „wir hängen die Bobs an die Schlitten und gehen zu Fuß bis an die obere Schweizerhütte, um mal erst ein wenig warm zu werden und uns zu stärken.“

„Ihr Schlemmer,“ rief eine jugendliche Stimme dazwischen, und ein reizender, blonder Mädchenkopf mit weißer Heinzelmannchenkappe, die zierliche Gestalt in kurzen, weißen Rock und rotem Sweater, lugte durch die Tannen.

„Ach, Kerlchen,“ riefen alle vergnügt, „wo haben Sie denn gesteckt?“

„Ja, Kerlchen ist auch hier,“ rief die junge Stimme vergnügt, einen Rodelschlitten hinter sich an der Leine, in den Kreis tretend. „Kerlchen war heute besonders brav. Nicht einmal ist es bei den Kurven mit mir in den Schnee gerannt. Na, ich werde das Bürschchen schon noch kriegen.“

Der blonde Vossen war wie elektrisiert zu Ursula von Oertzen getreten. Ohne Umstände nahm er ihr den Rodelschlitten aus der Hand und sagte bittend:

„Wir hängen jetzt „Kerlchen“ an, und Sie kommen mit Kaffee trinken, bitte, gnädiges Fräulein.“

Einen Augenblick blitzten die großen Blauaugen wie glücklich auf, dann aber nahm Ursula ohne weiteres die Leine ihres Rodelschlittens wieder zur Hand und entgegnete lachend:

„Danke ergebenst, faule Bande. Das wäre was, den ganzen Tag den Pferdeschlitten auf der Bahn, um immer wieder anzuhängen und bequem im Schlitten hinaufzufahren, anstatt im Schweiß unseres Angesichts bergan zu steigen. Nein, meine Herrschaft-

ten, das Höchste, was ich mir leiste, ist der elektrische Aufzug, für mich und „Kerlchen“ sechzig Pfennig. Ein Heidengeld bei den schwächlichen Finanzen eines armen Regierungsrates, wie es mein Vater ist.“

Alle lachten.

„Sei doch kein Spielverderber, Ursula,“ rief Riele Vossen, „und komm' mit. Wenn du zu stolz bist, für unser Geld im Schlitten zu fahren, so kannst du ja „Kerlchen“ anhängen und dich darauflegen. Dann ist dein zartes Gewissen gewiß beruhigt.“

„Gnädiges Fräulein lieben gewiß die Einsamkeit,“ wandte sich Baron Torres, sein Glas fester ins Auge klemmend, an Ursula von Oertzen, welche die weiße Heinzelmannchenkappe jetzt tiefer ins Gesicht zog, um ihr Lachen zu verbergen. „Wenn gnädiges Fräulein gestatten — so möchte ich auch lieber rodeln als Bob fahren — gnädiges Fräulein haben doch einen Zweisitzer. Vielleicht nehmen Sie mich auf „Kerlchen“ mit? Das ist —“

„Sicherer“, ergänzte Ursula. „Nein, lieber Baron Wickeln Sie sich man Ihren großen Shawl reecht fest um den Hals, und ziehen Sie Ihre Sportmütze reecht tief über die Ohren, dann haben Sie ja bald alles, was Sie zum Bobfahren brauchen, wenn Sie eine Mannschaft großmütig mitnimmt. Mein „Kerlchen“ aber will mehr, als einen so großartigen Sportanzug, wie Sie ihn tragen, er will einen ganzen Kerl.“

Verblüfft trat der Baron einen Schritt zurück.

„Ob sich die Krabbe wohl über mich lustig macht,“ fragte er einen von der Mannschaft der Hexe.

Alle lachten. Hans Ulrich Vossen aber preßte heftig Ursulas Hand und flüsterte ihr zu:

„Hätten Sie den albernen Laffen wirklich auf Ihrem Rodelschlitten mitgenommen, so wäre unsere Freundschaft aus, mein gnädiges Fräulein. Jetzt aber kommen Sie, bis zum Aufzug gehen wir ja doch zusammen.“

Ursula sah etwas verdutzt in das Gesicht des blonden Hünen, das ganz hochrot vor Zorn leuchtete. Er hatte sich wieder ihres Rodelschlittens bemächtigt. Da sie aber „Kerlchen“ nicht hergeben wollte, zogen sie jetzt einträchtig den Schlitten zusammen.

Die Bobs waren an die Pferdeschlitten gelegt, und langsam zog die kleine Gesellschaft durch den sonnenflimmernden, weißen Wald aufwärts.

„Seit wann sind wir denn so dicke Freunde, Herr von Vossen,“ fragte Ursula jetzt etwas scheu von der Seite, „daß Sie mir die Freundschaft kündigen wollen?“

Der große, blonde Junge — er mochte vielleicht 25 Jahre zählen — sah das frische Mädel mit den leuchtenden Blauaugen strahlend an.

„Immer sind wir Freunde gewesen, Ursula, immer!“

„Reden Sie sich bloß nichts ein. Freundschaft! Puh, wie das klingt! Ich danke für eine Freundschaft, bei der man noch nicht mal mit einem idiotischen Baron ohne Erlaubnis des Freundes rodeln darf. Nein, mein lieber Herr von Vossen, ich bin für Freiheit, Gleichheit und Selbständigkeit. Ich rodele jetzt zurück, und ich werde mal sehen, ob ich das Unglückswurm von Baron nicht da unten irgendwo auflese. Ich wette, er traut sich nicht wieder auf den Bob, und da er keinen Schlitten hat, sitzt er am Ende unten fest, da er doch nicht mit uns heraufgekommen ist.“

„Ursula Sie könnten im Ernst? Sie werden doch nicht etwa um diesen albernen Laffen zurückrodeln?“

„Ja, gewiß, das werde ich. Ich glaube, daß ich reichlich ungezogen zu ihm war. Jedenfalls werde ich mal nach ihm sehen.“

Hans Ulrich stampfte ungeduldig den Boden, während Ursula von Oertzen sich lachend auf ihren Rodelschlitten schwang.

„Brummen Sie man weiter,“ lachte sie, „und lassen Sie sich den Kaffee gut schmecken. Rodel — Heil!“

Mit finster gekrauster Stirn blickte Hans Ulrich dem schnell dahinsausenden Rodelschlitten nach. Noeh sah er den roten Sweater und die weiße Heinzelmannchenkappe Ursulas zwischen den beschneiten Tannen aufleuchten, dann war sie seinen Augen verschwunden.

Aber auch der Unmut schwand aus seinen blauen Augen. Er lachte plötzlich hell auf, und während er rüstig, um die andern einzuholen, aufwärts schritt, sang er leise das neueste Rodellied vor sich hin:

Springe, mein Liebchen, springe
Schnell auf den Rodel du;
Springe, mein Liebchen, ich singe
Mein Rodellied dazu.
Hoch muß die Beinchen du heben,
Fliegen im Flockenschein,
Sieht man die Englein schweben,
Schaut man zum Himmel hinein.“

„Kerlchen, wo ist Kerlchen?“ riefen die andern. Er winkte nur lachend abwärts, und der Prinz sagte:

„Sie hat Rasse, die Kleine. Aber verdammt kaltblütig! Ist sie doch, finden Sie nicht auch, lieber Vossen?“

„Ich maße mir darüber kein Urteil an, Hoheit. Ich habe nur immer gefunden, daß Fräulein von Oertzen das Herz und auch den Mund auf dem rechten Fleck hat.“

Prinz Günther sah den blonden Jüngling etwas verdutzt an, dann lächelte er — ein gutes, heiteres Lächeln, und mit diesem Lächeln trat er zu Ingelids Schwester, der rotlockigen Irgengard, die in ihrer roten Zipfmütze und feuerroten Jacke schon lange nach ihm Ausschau hielt.

Schade, daß der Waldweg doch nur so kurz war. Irmengrad hatte ihm so viel zu sagen und er ihr vielleicht auch.

Der Silbergraben war erreicht. Zu Tausenden schimmerten die funkelnden Kristalle im Sonnenlicht, und durch den schneeigen Wald flog ein Traum. —

Ein weites Königreich schien aufgetan, und überall klang Schellengeklirr mit islbernem Laut.

Wie Hochzeitsgeläut schwebte es durch den weißen Wald.

Die beiden letzten in dem kleinen Zuge, die den weißen Weg aufwärtsschritten, horchten schweigend auf das mehr und mehr verhallende Geläut.

Ingelid ging langsam, es war, als würde ihr das Steigen schwer.

Zuweilen streifte ihr Blick die hohe, kraftvolle Gestalt ihres Verlobten — fast brutal erschien sie ihr — der vor ihr an Riele Vossens Seite die Schweizerhütte vor den anderen zu gewinnen suchte. Er hatte es übernommen, heute für das materielle Wohl der Mannschaften der beiden Bobsleighs zu sorgen und wollte der erste am Platze sein.

Riele Vossen schritt mit leichtem Schritt neben ihm her. Ihr weißes Sportkostüm leuchtete durch die dunkelgrünen, leichtverschneiten Tannen.

Und Ingelid mußte denken, als sie an der Seite des schweigsamen James Wood so hinter ihrem Verlobten einerschritt, als gingen sie sich gar nichts an. „Sie hätte eigentlich viel besser zu ihm gepaßt, die kleine Riele, als ich mit meinen schweren Gedanken. Warum Leo nur mich und nicht sie gewählt hat?“

Unwillkürlich seufzte sie leicht auf, und ihr Begleiter sagte plötzlich:

„Die anderen gehen zu schnell. Warum eilen wir so? Der Weg wird Ihnen schwer, Gräfin?“

Er sah sie nicht an, sondern blickte noch immer starr geradeaus in den weißen Zauberwald, durch den die späte Nachmittagssonne fiel.

Ingelid sah in das scharfgeschnittene, gebräunte, bartlose Antlitz mit den tiefen Furchen in der breiten Stirn, als sie langsam entgegnete:

„Es gibt Wege, die sich leicht wandern und die doch schwer genug sind und uns den Atem rauben.“

„Sie sind leidend, Gräfin?“ fragte der Engländer, absichtlich den Doppelsinn ihrer Rede ignorierend. „Da wundert es mich, daß Sie Sport treiben.“

Ingelids Augen streiften ihn stolz und kühl. Dann antwortete sie mit einem kleinen, hohnvollen Lächeln:

„Wie kommen Sie zu der Auffassung, daß ich krank bin? Ich liebe den Sport und die Gefahr. Wenn ich diesen Weg hier mühselig und schwer empfinde, so liegt das vielleicht daran, daß ich ihn lieber allein ginge, als in der lärmenden Gesellschaft, die nicht erlaubt, daß man bei sich selber Einker hält.“

„Das heißt mit andern Worten,“ lächelte Mister Wood, die Augen halb zukneifend, „ich würde es gern sehen, wenn auch Sie, mein lieber Mister Wood, sich zu den andern trollten. Habe ich recht?“

Wie ein Lächeln zuckte es in den blauen Mädchenaugen auf, in die hell die Sonne fiel, und es schien, als sprühten grün funkelnde Smaragden darin auf. „Wenn Sie wollen, Mister Wood. Ich bin keine Freundin von konventionellen Lügen.“

„Na, aufrichtig sind Sie, Gräfin,“ gab er halb unwirsch, halb gutnützig zurück, „das muß ich wirklich bekennen.“

„Ja, es war stets mein größter und vielleicht einziger Vorzug, aber diese Aufrichtigkeit zwingt mich, auch Ihnen zu bekennen, daß mich Ihre Gegenwart nicht gestört hat.“

Er machte ihr eine halb spöttische, halb ehrerbietige Verbeugung.

„Ich bin natürlich sehr glücklich, Gräfin.“

„Bitte, Sie brauchen nichts zu beteuern. Ich kenne Sie zwar erst eine ganz kleine Weile, aber ich glaube dennoch richtig zu empfinden, wenn ich annehme, daß Sie über all die Gewohnheitsphrasen des Alltags lächeln und ihnen keine Bedeutung zuerkennen.“

„Wer weiß, Gräfin. Vielleicht überschätzen Sie mich doch. Insofern aber haben Sie vielleicht recht, wenn Sie meinen, daß ich ein Einsamer bin. Daß Sie es mir sagten, dafür danke ich Ihnen.“

Er streifte mit aufleuchtenden Augen ihre hohe, schlanke Gestalt, ihr weißes, durchsichtiges, klares Gesicht, auf dem jetzt ein zarter, rosiger Hauch lag, ihre seltsam verschleierte Augen — und ein schwermütiges Lächeln umflog seinen energischen Mund, der fast immer stumm und herb geschlossen blieb, und der sich nun hier öffnete, um einem fremden Weibe von seinem Innern zu erzählen.

„Wer war dieses weiße Weib, das so stolz und hehr, so sicher und doch wieder so müde und leidvoll, wie es ihm schien, an seiner Seite durch den weißen Zauberwald schritt?“

„War er ihr nicht schon früher begegnet? Oder hatte er sie immer gekannt? War sie mit ihm nicht durch sein ganzes Leben gewandelt?“

Nein, er kannte sie nicht, die ihm so fremd und doch so lieb und vertraut erschien. Welten schieden sie von ihm, und doch war es ihm, als gehörte sie hier zu ihm und zu dem deutschen, verschneiten Wald, der, von Milliarden funkelnder Eiskristalle übersät, in feierlicher Majestät auftrug und

aus dem ihm lockende, süße Zauberweisen entgegenrauschten. Wie war doch das Lied von dem weißen Winterweib? Wie sang die bleiche Schneefrau, die den Tod verheißt?

„Du sollst mein heimlicher Liebster sein,
Denn dein Herz ist wild, und dein Blut ist rot,
Erlöse mich von des Genossen Pein,
Die Menschen nennen ihn schauernd Tod.“

„War er denn von Sinnen? Was ging ihm das fremde, schöne, schweigsame Weib hier an, das jetzt wieder so schwer und müde ihm zur Seite schritt? Sie, die Braut eines anderen! Aber in ihren so eigen aufflimmernden Augen, da hatte er etwas Seltsames gelesen. Fast dünkte es ihn wie Sünde und doch wieder wie eine heilige, reine, unsagbar beseligende Glut.“

James Wood gab sich einen energischen Ruck. Die hohe Gestalt, in dem schwarzen, weißverbrämten Sportkostüm seiner Bohmannschaft, richtete sich straff empor, und die weiße Sportmütze aus der erhitzten Stirn schiebend, meinte er verbindlich:

„Verzeihen Sie, Gräfin, daß ich von mir sprach. Aber Ihr deutscher Wald hat es mir angetan.“

„Sie lieben ihn,“ Mister Wood?“ Die Frage klang gleichmütig, konventionell, und doch fühlte der Flieger, daß es mehr als eine müßige Frage war.

„Meine Mutter hat mir als Kind davon erzählt“, fuhr er wie im Traum fort. „Sie war eine Deutsche und konnte die Heimat in unserm nüchternen England nicht vergessen. Wie ferner Märchenklang umstrickte es uns, wenn sie von dem weißen, verschneiten Wald erzählte, in dem man den Weg verliert, wenn die Schneefrau lockt. Immer hatte ich mich nach diesem Wald gesehnt, und nun stehe ich mitten in seinem Zauber und wage kaum zu atmen, aus Furcht, ein Schneesturm käme daher, um all den holden Märchenschein grausam zu zerstören.“

Ein Lächeln flog um Ingelids roten Mund, als sie entgegnete:

„Ein Schneesturm zerstört nicht unsern deutschen Zauberwald. Er gehört mit dazu. Fürchten Sie, der so kühn wider Sturm und Gefahr in den tausenden Läften dahinstreift, ein bißchen Sturm? Ich liebe ihn. Er ist der beste Wegeselle. Wie armselig wäre das Leben, wenn es keine Stürme gäbe. Mutig hinein und tapfer durchgekämpft, bis wieder die Sonne lacht, und der Sturmwind grollend in der Ferne abzieht.“

Erstaunt, fast befremdet maß der kühne Flieger das ihm zur Seite schreitende, junge Mädchen, und fast verächtlich kam es von seinen Lippen:

„Den Willen in die Tat umzusetzen, ist nicht Sache der Frauen. Welche ist kühn genug, sich dem Sturm entgegenzuwerfen und ehrlich und kraftvoll zu kämpfen gegen ein Schicksal, an dem sie selbst kein Glück erhofft? Keine, Gräfin, glauben Sie es mir. Erziehung und Tradition halten das Weib in ehernen Banden.“

„Ja, weil wir nicht so brutal sind, wie die Männer. Weil wir fürchten zu verletzen, zu kränken, vielleicht zu töten. Das macht uns zaghaft, nicht unsere Feigheit.“

„Wie Sie es auch nennen mögen, Gräfin. Taten beweisen. Sie selbst, die Sie so kühnlich den Sturm wünschen, würden doch kaum den Mut haben, gegen den Wind zu steuern.“

„Wer weiß“, gab sie gelassen zurück, ihren Schneestock fester auf den Boden setzend.

„Würden Sie es wagen, mit mir aufzusteigen? Eine Stunde nur, Gräfin, dort oben, in der blauen Luft! Hätten Sie den Mut, sich mir anzuvertrauen?“

Einen Augenblick ruhte Auge in Auge. Der herrische, scharfe Blick des Mannes heischte eine Antwort, und ruhte so zwingend auf ihr, als sollte sie

Berndorfer Metallwaren-Fabrik

Arthur Krupp, Berndorf Austria

5000 Arbeiter

Tägliche Erzeugung 3500 Dtz. Bestecke

Schwer versilberte

Bestecke und Tafelgeräte
aus Alpaca-Silber



Eigene Niederlagen in Europa:

Amsterdam, Berlin, Brüssel, Budapest, Hamburg, London, Luzern, Mailand, Moskau, Paris, Prag, Stockholm, Wien

Schutzmarken!

A. KRUPP BERNDORF
für Alpaca-Silber I



für Alpaca-Silber II

080 BM
für Alpaca

ihm Leben und Tod verkünden.

Ingelids Augen flackerten auf, doch die grünlichen Lichter darin erloschen. Dann aber lächelte sie schon wieder kühl und stolz, als sie, einen Moment stehen bleibend, erwiderte:

„Wenn Sie mir Ihr Leben auf unserem Aar anvertrauen, so werde ich mich natürlich revanchieren, und mit Ihnen mal zur gegebenen Zeit durch die Luft fliegen.“

„Das soll ein Wort sein, Gräfin. Ich wußte gar nicht, daß sie selber den Aar steuern. Es gehört für eine Dame viel Kaltblütigkeit dazu.“

„Vielleicht auch nur Lebensverachtung. Also unsere Abmachung gilt? Wann wollen Sie auf der Bobsleighbahn mit mir fahren?“

Wood zögerte einen Augenblick.

„Belastung?“ fragte er.

„Natürlich unsere Mannschaft.“

„Ich möchte lieber mit Ihnen allein fahren, Gräfin.“

„Das geht nicht gut. Ohne Belastung ist die Geschwindigkeit zu sehr gehemmt.“

„Einmal!“ bettelte er.

Ingelid wurde rot.

Da war schon die Schweizerhütte in Sicht.

„Mein Verlobter kommt sicher mit,“ tönte ganz klar und hell ihre Stimme.

Da wurden Woods Augen wieder starr und ernst.

„Wann also befehlen Sie, Gräfin?“

„Uebermorgen vormittag, die Zeit bestimme ich noch.“

Er verneigte sich schweigend. Das kleine, hübsche, im Schweizerstil erbaute Häuschen mit seinem tiefverschneiten Dach lag ganz im Sonnenschein gebadet.

Schwer trugen die hochhinaufragenden Tannen ringsum an ihrer weißen Last.

Wie große, weiße Zauberkrone streckten vor dem Haus die Birken ihr vereistes Geäst in den blauen Winterhimmel, und von fern her ertönte das Geläut der Schlittenglocken in das sorglose Lachen froher Menschen.

„Nun vergeht der alte Zauber“, bemerkte James Wood, auf das so freundlich im Sonnenlicht schimmernde Häuschen deutend. „Nun wird die weiße Schneefrau, die mich so freundlich geleitet, ein Weib wie die anderen dort. Nein, nicht wie die anderen, das wäre Sünde, aber sie, die mir noch soeben ganz nahe war, die mir in diesem weißen Walde gehörte, die rückt mir wieder ganz fern. Ich darf ihr vielleicht galant die Hand küssen, und ihr schöne Dinge sagen, aber unser weißer Märchenwald, der ist uns da unter den Menschen für immer verschlossen. Hier ist der Traum noch unser, Gräfin, hier ist er mein.“

„Ein Wintertraum“, gab sie mit zuckenden Lippen

zurück. „Ich bitte Sie, Mister Wood, was ist das für ein armselig Glück? Sie, ein König im Reich der Lüfte, der immer zur Sonne strebt, der träumt keinen Wintertraum. Dem lacht das Leben überall, weil er es meistert.“

„Vorhin sprachen Sie anders, Gräfin.“

„Vorhin? Was wandelt sich nicht oft im Kreise von Minuten? Ein ganzes Geschick, ein ganzes Leben. Also ich fliege mit Ihnen, Mister Wood, wenn Sie zur Sonne wollen, ich fliege mit.“

Sie winkte lächelnd mit der Hand ihrem Verlobten zu, der ihr jetzt entgegenkam, eine finstere Falte in dem ernsten, männlich schönen Gesicht.

„Ingelid,“ rief er schon von weitem vorwurfsvoll, „alle warten wieder auf dich.“

„Das bedaure ich aufrichtig,“ gab sie liebenswürdig zurück, „ich glaubte euch längst beim Kaffee.“

Aus dem Gewirr der Schlitten klang helles Lachen.

Irmengard, Ingelids jüngste Schwester, richtete sich von einem Bob, der an den Pferdeschlitten neben dem Bob des Prinzen gehängt war, aus ihrer liegenden Haltung langsam in die Höhe und rief ihrer Schwester zu:

„Gott sei Dank, daß du kommst, Ingelid, der Prinz war nahe daran, mir soeben eine Liebeserklärung zu machen. Er hockt noch immer auf dem Aar und wartet auf dich, und da du fernbliebst, schnitt er mir auf Mord die Cour.“

„Komtesse“, wehrte entsetzt der Prinz. Leo v. d. Decken tadelte mit gerunzelter Stirn:

„Laß doch die Witze, Irmengard. Ingelid liebt das nicht, und ich noch weniger.“

„Auf, mein Prinz,“ rief das junge Mädchen übermütig, den Prinz an seinem langen, weißen Wickelschal emporziehend, „verteidigen Sie sich und mich, und dann kommen Sie, daß wir endlich mal etwas Warmes in den Leib bekommen. Ich bin schon bald erfroren.“

„Du darfst nicht erlauben, daß Irmengard sich so gehen läßt“, flüsterte Graf v. d. Decken seiner Braut zu, indem er ganz selbstverständlich ihren Arm durch den seinen zog. „Es wirkt so unfein, und erscheint in der Tat wie eine Herausforderung des Prinzen.“

„Schulmeister“, gab Ingelid leichthin zurück. „Laß doch dem Kinde das bißchen Goldstaub an den Flügel.“

„Na“, lachte Graf Leo gutmütig auf. „Dein poetischer Vergleich hinkt bedenklich. Die Kleine will ich mir mal selber kaufen.“

Plötzlich verstummte er.

Groß, flammend, als wollten sie ihn vernichten, hatten ihn die grauen Augen des Fliegers getroffen.

Was fiel denn dem Kerl ein? Unwillkürlich trat Graf Leo, mit Ingelid am Arm, auf James Wood zu.

Da verschwand der seltsame Ausdruck in dem Antlitz des Engländers, der jetzt mit kühler, gleichmäßiger Miene höflich die Tür zur Schweizerhütte öffnete, dem Paare so den Vortritt lassend.

„Wer war das nur?“

Wie eine schwere, dunkle Last legte es sich einen Augenblick auf Graf v. d. Deckens Seele.

Fester preßte er den Arm seiner Braut an sich.

Draußen glühte die Sonne blutrot über den weißen Schnee. Purpurrosen blühten auf in dem weißen Wald, und blitzender Funkenregen rieselte an den schneevermummten Tannen hernieder.

Da führte Leo v. d. Decken seine Braut über die Schwelle.

Die grauen Männeraugen, die dem Paare folgten, glühten fast schwarz in ihrem dunklen, zornigen Blick.

Wie drohend hob sich des Mannes Faust, und die

schmalen Lippen preßten sich fest aufeinander.

Dann erlosch der Blick wieder, und starr und kalt blickten die Augen des Fliegers weithin ins Leere.

Ueber dem Schnee verglühete die Sonne, und der Brunnen vor der Tür, mit dem von tausend funkeln- den Kristallen umspinnenen Brunnenhaus, lag still und verschlossen. Nur die Schlittenglocken klangen noch leise durch den abendlichen Wald. Dann kam das starre, weiße Schweigen der Nacht.

Still zogen die Sterne auf. Wie große, leuchtende Flammenaugen hielten sie Wacht über Haus und Tannen am Silberbach, der feinfunkeln- de Eisspitzen wie scharfe Nadeln im Mondenlicht blitzen ließ, gleich feindlichen Waffen. Drohte denn Gefahr aus dem weißen Zaubewald. Ahnte er sie?“

In der behaglichen, oberen Schweizerhütte herrschte reges Leben. Die Kaffeetische waren voll- besetzt, und große Schüsseln mit leckeren Kuchen- bergen machten die Runde.

Ueberall erklang freundliches Lachen, munteres Plaudern. Unter den fescen Sportmützen der Männ- lein und Fräulein sah man leblafte, blitzende Augen, blühende Wangen und lachende Lippen.

Sportneuigkeiten schwirrten von Tisch zu Tisch.

Und immer kamen noch neue Gäste, und draußen klangen lustig die Glocken der Schlitten.

Ingelid hatte an der Seite ihres Verlobten an der langen Tafel, die von den Mannschaften des „Aar“ und der „Hexe“ belegt waren, Platz genommen. Rechts von ihr saß Prinz Schwarzen- eck. Mister Wood hatte seinen Platz neben dem Grafen v. d. Decken, am Kopfende des Tisches.

Die Gräfin spielte nervös mit dem Löffel ihrer Kaffeetasche. Riese Vossen, ihr gegenüber, war von ausgelassener Lustigkeit, zu der Leo nachsichtig lächelte, während er, wenn er zu Ingelids Schwester Irmengard herüberblickte, die mit dem Prinzen mächtig kokettierte, immer finster die Augen zu- sammenzog.

Merkwürdig, wie Leo jetzt Mister Wood ähnlich sah, obwohl seine Augen so dunkel waren, die kühne scharfgebogene Nase hatten beide gemeinsam, auch die breite, etwas eckige Stirn. Leos Gesicht war nur voller und frischer, während das gebräunte, bart- lose Gesicht des Fliegers von scharfen Falten durch- sucht war. Leos Mund wurde durch einen dichten, braunen Schnurrbart leicht verdeckt, fast war es aber, als preßten sich seine Lippen ebenso fest und bitter aufeinander, wie die des Mister Wood. Leo war ja viel jünger als der Engländer, kaum dreißig Jahre, und James Wood mußte mindestens fünf- und- dreißig zählen. Leos Haar war braun und leicht gelockt, Wood trug das Haar schlicht und glatt ge- scheitelt, und an den Schläfen zeigten sich schon Silberfäden.

Ingelid erschrak plötzlich. Klirrend entfiel ihr der Kaffeelöffel.

Wie kam sie dazu, die beiden Männer, die doch so grundverschieden waren, zu vergleichen?

Ein verweisender Blick ihres Verlobten traf sie. Es war ganz blitzartig, und im nächsten Augenblick lächelten seine dunklen Augen ihr schon wieder strahlend zu, aber der Blick trieb doch eine jähe Röte in ihr blasses Gesicht, und finster falteten sich die dunklen Brauen auf der weißen Stirn.

„Kerlchen; Kerlchen!“ rief es plötzlich von allen Seiten.

Fröhliches Lachen klang durch die Schweizerhütte, Stühle wurden gerückt, Händedrucke getauscht.

Ursula von Oertzen stand mitten im Saal. Sie hatte ihre weiße Kappe abgenommen, und schlug sie energisch gegen eine Stuhllehne, um den Schnee ab-

zuklopfen.

„Wie kam denn das, Kerlchen?“ forschte man von allen Seiten.

„Es war ja zu dumm“, lachte die Kleine. „Denkt euch also, ganz wie ich vorausgesehen, fand ich unten bei der Schweißerhütte Baron Torres. Er hatte seinen mächtigen Sportschal auf den Schnee gebreitet, und da saß er still und harrete der Dinge die da kommen sollten.“

„Wollen Sie vielleicht da erfrieren, Baron?“ fragte ich ihn.

„Bewahre, gnädiges Fräulein“, gab er zur Antwort, „ich will nur warten, bis die Bobmannschaften außer Sicht sind, denn sonst zwingen sie mich wirklich nochmal wieder auf die Höllenmaschine. Nicht um die Welt, Gnädigste, möchte ich da wieder mit.“

„Na, was wollen Sie denn hier anfangen? Wollen Sie den ganzen Weg zu Fuß gehen? Schlitten kommen nicht mehr herunter, wenigstens keine leeren.“

Er sah mich ganz hilflos an.

„Mir tun alle Glieder weh“, klagte er jämmerlich.

„Wollen Sie sich mir anvertrauen, Baron?“

„Da auf dem Rodel?“ fragte er, wie es schien ängstlich.

„Nein, Baron, da müßte ich Sie gerade den Berg hinaufziehen, und das wäre doch des Guten zu viel.“

„Aber was machen wir denn da?“ fragte er kläglich.

„Ich rette Sie“, antwortete ich großartig. Und da gerade ein vollbesetzter Schlitten aufwärts fuhr, bat ich, Kerlchen anhängen zu dürfen. Im Nu war der Baron auf Kerlchen verstaubt, und ich hockte mich dazu. Ich sage euch, Kinder, es war zum Krepeln, der gute Torres fürchtete sich sogar auf dem Rodel, den ein Pferdeschlitten zog. Zuletzt, hier ganz in der Nähe, konnte ich es mir nicht versagen, heimlich Kerlchen loszukoppeln, und Torres und mich natürlich mit, in einen tiefen Schneeberg zu rodeln. Hättet ihr doch das sehen können, es war ein unbezahlbarer Spaß. Der Baron streckte alle Viere von sich, und tat, als müßte er auf der Stelle verenden. Jetzt lohnt er den Schlittenkutscher gewiß durch ein fürstliches Trinkgeld, und ich vermute, er wird mir meine Lebensrettungstat durch Kirschkuchen mit Schlagsahne vergelten.“

„Hallo, Rodel — Heil!“ begrüßte man lachend Torres, der soeben in seinem wunderlichen Sportanzug in die Hütte trat.

„Brillante Fahrt gemacht“, berichtete er, die langen, gelben Stulphandschuhe von den Händen streifend, und wie ein Sieger um sich blickend, „gnädiges Fräulein ist eine Meisterin im Rodeln, ganz ausgezeichnet. Ich werde nie mehr Bob fahren. Rodeln ist ja ganz was anderes.“

Ein wahrer Sturm von Lachsalven erschütterte die Luft.

„Rodel — Heil, Baron! Sie sollen leben!“ Und die Kaffeetassen klirrten gegeneinander.

Kerlchen, wie Ursula von Oertzen nach ihrem Rodelschlitten, und weil sie wirklich ein so lieber, kleiner Kerl war, von allen genannt wurde, hatte schnell einen Platz neben Hans Ulrich gefunden.

„Wie konnten Sie nur mit dem albernen Laffen auf und davon fahren!“, tadelte er mit unterdrückter Stimme, indem er unter dem Tisch nach ihrer Hand faßte.

Ursula legte ostentativ beide Hände auf den Tisch.

„Hätte ich den dummen Kerl vielleicht da unten im Schnee sitzen lassen sollen, nachdem ich ihn vorher so schlecht behandelt? Vor euren Bobs hatte er doch einen solchen Respekt, daß er sich nicht mal getraute, mit euch zu gehen. Erst mein Zureden

hat ihm überhaupt vermocht, hier Einzelir zu halten. Denn er scheint zu fürchten, die Bobmannschaft macht ihn wieder dingfest.“

„Warum sind Sie denn hier eingekehrt?“ fragte Hans Ulrich schalkhaft. „Sie wollten doch mit dem elektrischen Aufzug fahren?“

„Um den Kirschkuchen mit Schlagsahne natürlich“, lachte sie zurück.

„Heda, Kellner“, rief Hans Ulrich mit strahlenden Augen, „Kirschkuchen mit Schlagsahne, aber zwei Portionen.“

„Für mich?“ fragte Ursula.

„Nein, eine für mich. Ich esse nämlich Kirschkuchen mit Schlagsahne auch für mein Leben gern.“

Und dann sahen sich die beiden in die Augen, so blau und treu, und darin lagen der ganze Mutwillen und der Zauber der Jugend. Und die beiden blonden, jungen Menschenkindern lachten ganz glückselig einander zu. Als Baron Torres mit einer Riesenportion der süßen Labe zu Ursula trat, sah er mit großen, verdutzten Augen sie schon eifrig ihre Schlagsahne löffeln.

„Einen Posttag zu spät, lieber Baron“, neckte sie. „Sie müssen fixer sein.“

„Vielleicht lerne ich es noch“, meinte er treuherzig und sah sich hilflos nach einem Platz um.

„Binden Sie sich bloß Ihren Schal ab“, rief Ursula ihm zu, „Sie stippen ja die Enden in die Schlagsahne.“

Er tat gehorsam nach ihrem Wunsch, und wieder begriff er nicht, daß alles um ihn her lachte, als er sich aus dem schier endlos um seinen Hals gewickelten Schal mühsam herauswand.

„Sie lernen doch noch Bob fahren, Baron“, tröstete Kerlchen. „Die Hauptsache haben Sie ja schon dazu, den wunderschönen, langen Sportschal.“

„Nicht, wahr“, gab Torres selbstgefällig zurück.

„Meine Mutter hat ihn eigenhändig gestrichelt.“

Alles schrie und johlte durcheinander, der Schal wurde befühlt und gelobt, und der Grund all der Heiterkeit saß mit todernstem Gesicht, das Einglas fest ins Auge geklemmt, und aß mit Todesverachtung die Schlagsahne auf, die Ursula verschmäh hatte. Man konnte sie doch nicht umkommen lassen.“

Und dann spielte das Orchestrion:

„Hupf, mein Mädele, hupf.“

Und im Nu waren die Tische und Stühle zusammengeraumt, und die junge Welt tanzte mit Hingebung und Leidenschaft. Kerlchen und Hans Ulrich allen voran.

Jauchzende Lebensfreude hüben und drüben. Der Prinz mit der graziösen Komtesse Irmengard. Riele von Vossen mit dem Gesandtschaftsattaché von Suthheim und Ingelid mit ihrem Verlobten.

„Hupf, mein Mädele, hupf“, klang es jauchzend von Mund zu Mund.

Nur James Wood stand einsam am Fenster und schaute in den Winterabend hinaus, über den der Mond sein blasses Licht warf.

Der Engländer mochte nicht sehen, wie die weiße Schneefrau dort im Arm eines anderen Mannes dahinschwebte. Es war ihm, als müßte er die Gräfin diesen starken, so sicher führenden Armen entreißen, als müßte er beide Fäuste heben, um den Mann dort niederzuschlagen, der so selbstverständlich Besitz von dieser wunderfeinen Frau nahm, die ihm gehörte, ihm ganz allein.

War er denn wahnsinnig geworden? Was ging ihm das fremde Mädchen an, das erst heute in sein Leben getreten war?

Eine wilde Sehnsucht packte ihn plötzlich, einen seligen Augenblick nur dieses holde Weib in seinen Armen zu halten. Wer konnte ihm das wehren. Schon wollte er auf Ingelid zuschreiten, um sie zum Tanze

anzufordern, da zögerte sein Fuß. War das nicht lächerlich? Er hatte seit seinen Jugendtagen nicht getanzt. Er wußte überhaupt nicht, ob er noch konnte.

Ingelid hatte sein Zögern wohl bemerkt. Ein spöttisches Lächeln zuckte um ihre Lippen, als sie zu ihm, der sich jetzt höflich vor ihr verbeugte, sagte: „Ich nehme den guten Willen für die Tat, Mister Wood. Ich möchte Sie wirklich nicht derangieren. Sie haben keinerlei Verpflichtung aus Höflichkeit mir gegenüber.“

„Wer sagt Ihnen, daß ich eine Pflicht erfülle?“ fragte er mit blitzenden Augen.

„Ihr Zögern vorhin, als Sie zu mir kamen.“

Seine Augen flammten über sie hin und umfaßten mit auflodernder Zärtlichkeit ihre ganze Gestalt, und ohne weiteres den Arm um sie legend, sagte er fast gebieterisch:

„Das Zögern war ein kurzer Kampf gegen Wollen und Pflicht.“

„Und die Pflicht hat gesiegt?“

„Nein, das Wollen, das heiße, übermächtige Wollen, das oft ganz plötzlich Herz zum Herzen wingt.“

Wie ein Taumel flog Ingelid mit ihm dahin. Hatte er wirklich die seltsamen Worte zu ihr gesprochen?

Ingelid tanzte mit geschlossenen Augen. Wie ein Traum war es ihr, und doch fühlte sie das heiße Schlagen des Herzens des fremden Mannes, der eine so seltsame Gewalt über sie hatte.

Und da draußen, der weite, weite Wald in seiner stillen Majestät im silbernen Mondenglanz. Als durchwandelte sie wieder der Kindheit Paradies, als brannten Tausende von Weihnachtskerzen, als schritt sie durch heilige, weite Tempelhallen, so war es Ingelid.

„Ein Wintertraum,“ sagte da plötzlich eine tiefe Stimme zu ihr; „ein Wintertraum, Gräfin, sonst nichts.“

Sie sah in seine starr auf sie gerichteten, grauen Augen, und ein Schauer rann durch ihre Glieder. Es war, als taumelte sie, als hasche sie nach einer Stütze.

Da stand auch schon Leo v. d. Decken an ihrer Seite und umfaßte ihre Hand.

„Es ist genug, Ingelid“, mahnte er fest und bestimmt, und zu dem Flieger sagte er mit einer höflichen Verbeugung:

„Verzeihen Sie, Mister Wood, daß ich Ihnen meine Braut entführe. Sie verfrägt das Tanzen so schlecht, und die Luft hier ist nicht die beste.“

Es klang höflich, gleichmütig. James Wood trat mit einer kurzen Verbeugung zurück, aber seine Augen glühten drohend zu Leo hinüber, als er knapp entgegnete:

Die Gräfin muß das natürlich selber entscheiden. Ich bedaure, dazu beigetragen zu haben, daß die Gräfin leidet.“

Das klang sehr verbindlich. War es aber nicht doppelsinnig? Prüfend blickte Leo in das glatte, unbewegte Gesicht des Engländers und dann zu seiner Braut. Ingelid hielt noch die Augen geschlossen. Keine Spur von Farbe war in ihrem blassen Gesicht.

„Verzeihen Sie,“ sagte sie jetzt, die Augen zu dem Flieger voll aufschlagend, „ein altes Leiden, das ich selbst vergessen glaubte, befiel mich wieder.“

Er verbeugte sich stumm.

Ein Zornesblick traf sie nur.

Sie spielte also diese Komödie mit? Ein wütender Zorn packte ihn, auf sie, auf sich selber und auf den Mann, der sich jetzt so zärtlich besorgt um sie mühte, und dem sie so beruhigend zulächelte.

Um dieses Lächeln hätte er den Kerl erwürgen

können. —

Pah, sie war wie alle anderen Weiber auch, und jetzt — jetzt war er es, der vor dem Blick erschauerte, der plötzlich, ehe sie sich abwandte, aus ihren Augen brach.

Das war ja grauenvolles Leid, die herzerschütternde Gewißheit von einem gestorbenen Glück, das auf ewig dahin.

Er hatte das Gefühl, als müsse er zu der königlichen Gestalt der weißen Schneefrau treten, dort an des fremden Mannes Arm, um ihr zu sagen:

„Hier, an meinem Herzen ist dein Platz. Reiß dich los, flüchte zu mir. Ich gebe dir Glück, ich gebe dir alles, was dein heißes Herz begehrt, sei mein!“

Aber er preßte die Lippen fest zusammen, und kein Wort und kein Blick verriet, was in seiner Seele vorging.

Jetzt trat der Prinz zu Ingelid, sie zum Tanze zu begehren. Sie würde natürlich ablehnen, dieser Kerl, der Decken, der so selbstverständlich von ihr Besitz nahm, würde es gewiß nicht erlauben, aber James Wood hatte sich getäuscht. Er sah, wie langsam die Farbe wieder in Ingelids blasse Wangen stieg, wie sie mit einem bezaubernden Lächeln dem Prinzen zulächelte und gleich darauf durch den Saal flog.

Welch ein wundervolles Paar!

Der Flieger konnte den Blick nicht von dem schönen Mädchen und ihrem Partner wenden, dessen schlanke, elastische Gestalt mit dem dunklen Sportanzug mit der weißen Eiswollverbrämung, im rhythmischen Wiegen mit der weißgekleideten Gestalt des Mädchens dahinflog. Das blasse, vornehm geschnittene Gesicht des Prinzen, mit den großen, blaugrauen Augen, dem in der Mitte gescheitellen, welligen Blondhaar, der immer in ernster Ruhe, vollständig beherrscht ins Leben blickte, war von einer hektischen Röte überflammt, und in den sonst so kühlen Augen blitzte es seltsam auf.

„Auch du“, knirschte der Engländer zwischen den Zähnen, und plötzlich ging er mit großen Schritten durch den Saal, direkt auf das tanzende Paar zu.

Was wollte er eigentlich? Dem Prinzen von Schwarzeneck seine Dame entreißen? Er kam nicht dazu, denn plötzlich hielten alle Paare im Tanze inne.

Mitten im Saal stand eine Frau — eine Frau, die er kannte — bei deren Anblick ein Grausen durch seine Seele zog.

Es war ihm plötzlich, als müsse er ersticken. Er wollte fort, hinausstürmen in die weiße Schneenacht, aber sein Fuß blieb gebannt, und seine Augen bohrten sich drohend in das lächelnde Antlitz der blonden Frau, die, vom Kopf bis zu Füßen in einem weichen, weißen Hermelinmantel gehüllt, der ihre etwas volle, hochgewachsene Gestalt eng umschloß, sich strahlend im Kreise umsah und lachend rief:

„Gelt, das ist mal eine Ueberraschung! Von Wien bis Berlin in einer Tour durchgefahren, der Maxerl und ich. Ganz blaß schaut's arme Hascherl aus, nit wahr? Also gestern nachmittag im Hotel zum Fünf-Uhr-Tee. Schaun's, nit mal ein Zipferl von euren Köpferln. Maxerl fragte natürlich den Grasalf von Garcon aus, der mit einer Miene, als müßte er euren Tod verkünden, meldete, daß ihr zum Bob-Rennen nach Oberhof gefahren seid. Na, da sind wir a, der Maxerl und ich. Aber wo steckt denn das Mannerl? Gehn's, Baron,“ wandte sie sich zu Torres, „schaun's mal'n bissel nach ihm aus!“

Das war nicht nötig, denn soeben trat ein hochgewachsener Mann im dunklen Pelz in den Saal. Der Name Maxerl schien durchaus nicht für ihn zu passen, denn obwohl noch jung — vielleicht dreissig Jahre — beherrschte doch ein ganz ungewöhn-

licher Ernst sein leichtgebräuntes, bartloses Gesicht, in dem ein Paar müde, samttschwarze Augen unter buschigen Brauen hervorsahen.

Im Augenblick war das Paar umringt, Händedrucke wurden getauscht. Ein Lachen und Rufen durchschwirte den Saal. Die blonde Frau, auf deren leichtgefärbtem Haar ein Turban von weißem Hermelin mit einem kostbaren, weißen Reiher thronte, sah sich siegesgewiß im Kreise um, nickte hier und dort hin, ließ es geschehen, daß das Maxerl ihr aus dem kostbaren Pelz half, und nickte gnädig, wenn Leo v. d. Decken, der die Honneurs machte, hier und da vorstellend, einen Namen nannte.

„Schaum's, da bin i“, lachte sie hell, während ihre seltsam funkelnden, nicht sehr großen, grauen Augen wie die einer Katze zu James Wood hinüberblitzten, der abseits von dem großen Kreise mit finstergelatterter Stirn stand und ihr fast drohend ins Auge sah.

Soeben winkte v. d. Decken zu dem Flieger hinüber, um ihn vorzustellen, da schritt die schöne Frau mit ausgestreckten Händen auf ihn zu.

„Das ist aber ein Gespaß! James Wood! I hab' g'alubt, ihr fliegt da irgendwo mit dem Eindecker zum Himmel nauf. Jesses Maria und Josef, aber alt schaum's aus. Wissen's noch, damals in Bavo's? Geheiratet hab' i a inzwischen. Da, das Maxerl is mein Mann.“

„Herr von Köpping“, beeilte sich Leo v. d. Decken vorzustellen.

„Mister Wood, der berühmteste Flieger unserer Zeit.“

Der finstere Blick des Engländers ließ ihn verstummen.

James Wood sah die ihm zärtlich entgegengestreckten Hände der schönen Frau nicht. Er verbogte sich aber vor ihr und ihrem Mann tief und tadellos, und sagte verbindlich:

„Ich bedaure unendlich, gnädige Frau, augenblicklich nicht im Bilde zu sein. Ich habe ein so schlechtes Personengedächtnis.“

Ein Blick des Hasses und der Wut traf ihn aus den funkelnden Augensternen, Herr von Köpping aber erwiderte verbindlichst:

„Sie müssen es meiner Frau schon zugute halten, Mister Wood, daß, wie es scheint, die Bekanntschaft nur eine einseitige ist. Sie glaubt nämlich überall Bekannte zu sehen, und da wir viel gereist sind, ist es ja ganz natürlich, daß einem immer wieder Aehnlichkeiten auffallen und Menschen, die man mal irgendwo gesehen hat, auch persönlich zu kennen glaubt!“

Er sprach mit einer ruhigen, ernsten, beherrschten Stimme, und es war, als richteten sich seine Augen mit drohender Gewalt auf seine Frau.

Die schüttelte sich wie ein Hühnchen und nahm ohne Umstände Baron Torres, der sich soeben Glühwein geholt hatte, das Glas aus der Hand.

„Machen's doch kein G'sicht, als ob de Katz's Donnern hört, holen's doch a neies Gläsel“, lachte sie.

Dann trank sie James Wood mit aufleuchtendem Blick zu und rief halblaut, nur ihm verständlich:

„Auf gute Freundschaft!“

Und sich zu Ursula wendend, die gerade wieder ihre weiße Kappe über die Ohren zog, fuhr sie fort:

„Gelt, Kerlehen, krieg ich nit a Patscherl?“

Ursula knixte.

„Ich bin sehr eilig, gnädige Frau. Gleich geht die Fahrt los.“

Und fort war sie.

Hans Ulrich folgte ihr, und auch die anderen rüsteten zum Aufbruch.

Es war, als sei mit dem Eintritt des Paares ein Schatten in den frohen Kreis gefallen.

James Wood bemerkte, daß Ingeild noch kein Wort zu Frau von Köpping gesprochen, er sah aber auch in ihren spöttisch lächelnden Augen, die fest auf ihn gerichtet waren, daß sie bemerkt hatte, daß es Beziehungen zwischen ihm und der Blondhaarigen gab oder gegeben hatte, die er soeben gelehnet hatte.

Dunkel stieg ihm das Blut ins Gesicht. Was mußte seine weiße, holde Schneefrau von ihm denken! Er wollte zu ihr treten, ein Wort zu ihr sagen, da meldete ihr Verlobter:

„Die Schlitten warten, Ingeild, es ist schon spät.“

James trat mit einer Verneigung zurück.

„Seid nit fad“, rief Frau von Köpping, „jetzt, wo man sich so lang nit gehabt.“

„Wir fahren natürlich mit zurück“, gebot ihr Gatte. „Mach' dich fertig, Evelyn.“

„Ihr glaubt nit, was der Maxerl für ein Tyrann ist“, senfte die schöne Frau in komischer Verzweiflung auf, gehorsam in den Pelz schlüpfend, den ihr der Gatte hinhielt, dann aber drängte sie dem Ausgang zu, wo der Engländer stand und zusah, wie sich die Mitglieder der Bob-Mannschaft in die beiden Schlitten verteilten.

Evelyn von Köpping war dicht zu ihm getreten.

„Du wirst mit uns in unserem Schlitten fahren“, gebot sie aufgeregt. „Du wirst deine unglaubliche Taktlosigkeit von vornhin gutmachen und meinem Mann keinen Grund zum Mißtrauen geben.“

Den kleinen Anflug von österreichischem Dialekt, mit dem sie so gern kokettierte, hatte sie vollkommen vergessen.

James Wood sah weit in die weiße Schneenacht hinaus.

„Wenn ich Sie je gekannt habe, gnädige Frau“, entgegnete er, ohne sie anzusehen, „so habe ich es inzwischen vergessen.“

„Sie wollen mich reizen, Mister Wood, hüten Sie sich!“

„Ich ziehe Ihre Feindschaft Ihrer Freundschaft vor.“

Er wandte ihr schnell den Rücken, und schritt auf einen der Schlitten zu, an dem der „Aar“ schon angehängt war und an dem nun auch Kerlehen's Rodel befestigt wurde.

Evelyn ballte in stummer Wut die Hände. Ihr Mann aber bot ihr artig den Arm, um sie zu ihrem Schlitten zu führen.

Das weiße Riemenzeug und die lichtblauen Decken der feurigen Rappen leuchteten in dem silbernen Mondenlicht, und hell erklang das Schlittengeläut.

„Du mußt dich beherrschen lernen, Evelyn. In unseren Kreisen ist das unerlässlich. Wie oft soll ich dir das noch wiederholen. Was ist's mit dem Engländer? Wie kommt er dazu, dich zu verleugnen? Willst du, daß ich ihn zur Rede stelle?“

Eine heiße Angst kroch plötzlich in ihrer Seele empor, während sie ihr Mann in den Schlitten hob. Und doch lachte sie hell auf.

„Was bist du doch für'n dummes Männerl, Maxerl! I hab' mich ja über mich selber geärgert, daß ich diesen Fliegemann so a g verkannt hab. Ein ganz anderer ist's ja gewesen damals in Davos, den ich persönlich gekannt hab. A bisserl ähnlich hat der Wood dem ja geschaut, aber sich zu haben, als hätte ich ihn zu Tode gekränkt, hätt der Kerl a nit tun brauchen. Meinst nit a, Maxerl?“

„Und das ist wahr, Evelyn?“ fragte Max von Köpping mit durchdringendem Blick, fest ihr Handgelenk umspannend.

Lachend hielt sie seinen Blick aus, und dann neigte sie ihr rosiges Antlitz — Kerlehen behauptete,

daß es dick geschminkt sei — gegen seine Schulter.

Da küßte er ihr wie abtittend die Hand, und in seine dunklen, ernsten Augen trat ein warmer Schein. —

James Wood, ganz mit seinen Gedanken beschäftigt, blickte dem dunklen Schlitten mit den schwarzen Rossen, weißen Sielen und himmelblauen Decken, die sich im Winde blähten, wie im Traum nach.

„Wollen Sie denn hier bleiben, Mister Wood?“ rief jetzt die Stimme des Prinzen. „Da, auf dem Trittbrett hinter der Gräfin ist noch ein Platz, wenn Ihnen das Liegen auf dem Bob zu unbequem ist. Sonst trete ich Ihnen auch gern meinen Sitz ab.“

Schon zogen die Pferde an. Schnell schwang sich der Engländer auf das Gefährt.

„Danke verbindlichst, Hoheit“, wehrte er ab. „Ich bin hier ausgezeichnet untergebracht.“ —

Er stand dicht hinter Ingelid, die mit ihrer Schwester den Fond des Schlittens einnahm, ihnen gegenüber der Prinz und Riele Vossen, Baron Torres hatte den Platz neben dem Kutscher erobert.

Die Mannschaft der „Hexe“ folgte in einem zweiten Schlitten. Auf dem „Aar“, den der Pferdeschlitten aufwärts zog, lag, halb ausgestreckt, Leo v. d. Decken und starrte zu dem leuchtenden Sternenhimmel empor.

Auf „Kerfchen“, der hinter dem „Aar“ kam, hockte seelenvergnügt Ursula von Oertzen und lachte über die drolligen Geschichten, die ihr Hans Ulrich erzählte, der, den Schlitten verschmähend, nebenher lief.

Sie hätte sich um die Welt nicht in einen Schlitten gesetzt. Das vertrug ihr Budget nicht, und geschenkt wollte sie nichts haben.

Ihr Lachen klang hell durch die schweigende Nacht.

Von Zeit zu Zeit sprang Graf Leo von dem „Aar“ auf und lief auch ein Stückchen zu Fuß neben dem Schlitten an der Seite seiner Braut her.

Er faßte dann zärtlich nach ihrer Hand, und sie ließ sie ihm. Der Mann hinter ihr, dessen heißen Atem sie an ihrem Halse zu fühlen meinte, sah es, und jedesmal beschlich ihn das Gefühl, als müsse er Ingelids Verlobten erschlagen.

Langsam fuhren die Schlitten bergan.

Das lustige Plaudern der jungen Mädchen, die sich mit dem Prinzen neckten, war auch verstummt. Des Prinzen Augen hingen, wie der Engländer bemerkte, unausgesetzt an Ingelids feinen Zügen. James Wood konnte nicht sehen, ob sie seinen Blick erwiderte, aber immer, wenn das Auge des Prinzen sie traf, erfaßte ihn eine sinnlose Angst.

Jetzt lehnte Ingelid den Kopf zurück.

Fast lehnte er an seiner Brust.

James Woods Herz begann in ungestümen Schlägen zu arbeiten. Und der Mond schien hell über den weißen Wald, über die breite, tief verschneite Straße und hüllte alles in einen milden, bläulichen Glanz.

Wie ein Wundergarten war es, durch den sie fuhren.

Tiefes, feierliches Schweigen rings umher. Leise klangen die Glocken. Wie weiße Hochzeitskerzen blitzten die Eiskristalle von den ragenden Tannen.

Und Mister Wood beugte sich tief zu der weißen, holden Frau da vor ihm hinab, und wie ein Hauch flüsterte er ihr zu:

„Heute schreitet das Glück durch den Winterwald; die Schneefrau, die sonst das Sterbelinnen über die Erde wirft, hat Hochzeitsfackeln angezündet. Sehen Sie, wie sie leuchten, Gräfin?“

„Ich sehe sie“, gab Ingelid leise zurück. „Mit blauem Licht schimmern sie hell durch den weiten

Wald.“

„Liebe, süße, holde Frau“, kam es wie ein Hauch von seinen Lippen. Dann sprang er schnell von seinem Trittbrett hernieder auf die beschneite Straße.

Ingelids Herz klopfte plötzlich wild. Träumte sie denn? Oder hatte wirklich der Engländer in diesem leisen, heißen Flüsterton zu ihr gesprochen?

Da flammten auch schon die elektrischen Lichter des Schloßhotels auf. Die Schlitten hielten. Der Zauber war gebrochen.

Leo hob seine Braut aus dem Schlitten, und sie schmiegte sich plötzlich fest an ihn.

Seine gute, treue, feste Hand mußte sie fühlen, sie mußte sie sicher aus dieser Wirnis führen.

„Nicht so stürmisch, Ingelid“, mahnte der Graf. „Aber du zitterst ja, Kind! Ist dir nicht wohl?“

Da lachte sie herb auf, und in ihren blauen Augen züngelten wieder die kleinen, grünen Schlanglein.

„Mir ist sogar sehr wohl, Leo, und ich hoffe zuversichtlich, daß heute abend noch getanzt wird.“

Sie sagte es laut und hart, aber kein Blick traf den Grafen und auch kein Blick streifte James Wood, der dicht vor ihr stand und sich schweigend verneigte.

Sie wandte sich schnell dem Hause zu.

Da lächelte der Flieger so eigen, und während er dem Hotel Sanssouci zuehritt, in dem er wohnte, sah er weithin in das von duftigem, weißem Schneeflaum übersponnene Gelände, auf dem Tausende von blitzenden Diamanten hingestreut schienen.

Wie es blitzte und funkelte, und wie die Sterne leuchteten in der weißen Nacht.

Geheimnisvoll lockten und winkten die weißen Tannen, und es war ihm, als locke und winke Ingelid von Rotteck da drüben aus dem Zauberwald zu ihm herüber, und wie ein Schauer ging es durch seine Seele.

„Sie breitet die weißen Arme weit,

Lockender leuchtet ihr schimmernder Leib,

Und die Wege ringsum verweht, verschneit —

Allein im Wald mit dem Winterweib.“

* * *

In der großen Halle des Schloßhotels, in der sonst immer reges Leben auf und nieder wogte, war es noch menschenleer. Es war früh am Morgen. Durch die Glastür sah man einen mit einem Reisekoffer beladenen Schlitten.

Ingelid, im weißen, kurzen Rock, weißen Sweater, weißer Wollmütze und weißen Gamaschen, stand am Fenster und starrte auf den Schlitten. Langsam streifte sie die weißen, langen Sporthandschuhe über die feinen, schlanken Hände.

Auf ihrer Stirn lag eine böse Falte. Jetzt wurden Schritte laut, und gleich darauf kam Leos breite Gestalt über die mit roten Teppichen geschmückte, breite Treppe.

„Verzeihe, Ingelid, daß ich dich warten ließ, aber es gab überall Aufenthalt.“

Sie nickte hochmütig, während er sie flüchtig auf die Wange küßte.

„Du willst also wirklich fahren, Leo?“

„Aber selbstverständlich, Kind. Es muß sein.“

„Wenn ich dich nun aber bitte, zu bleiben?“

„Auch dann muß ich reisen. In drei Tagen zum Sportfest — bin ich bestimmt zurück.“

Ingelid sah finster an ihm vorbei.

„Es ist das erstemal, Leo, daß ich dich um etwas bitte. Mir graut vor diesen drei Tagen.“

Graf Leo nahm seine Braut fast gerührt in die Arme.

„Aber Nörchen“, tröstete er zärtlich, „du hast

doch all die Sportgenossen und den Sport selbst, den du so leidenschaftlich liebst. Du bist doch sonst wochenlang allein hier oben gewesen.“

„Du willst mich eben nicht verstehen!“ rief Ingelid zornig, den einen Fuß leicht aufstampfend. „So trage auch die Folgen.“

Graf v. d. Decken nahm beruhigend Ingelids beide Hände in die seinen und sah ihr tief in die Augen.

„Ich wäre ein schlechter Freund, Ingelid, wenn ich dich in deinen haltlosen Wünschen unterstützte. Du bist doch wirklich kein Kind mehr, und du weißt, wie notwendig ich zu Hause bin. Der Verwalter hat mir wiederholt telegraphiert, daß meine Anwesenheit auf Wolfsau unerlässlich ist. Du mußt dich eben damit abfinden, daß ich reise.“

„Ich habe mich schon damit abgefunden, Leo, geh!“

Er sah ihr lange und ernst in die Augen. Kühl hielt sie seinen Blick aus, als er aber leise sagte:

„Wer dich nicht kennt, Ingelid, der muß denken, daß du gar nicht ohne mich leben könntest. Und doch gab es eine Zeit, wo du froh warst, wenn ich einen Tag fern blieb.“

Da kam doch ein leises Zittern in ihre Augen.

„Soll ich dir Liebeserklärungen machen, Leo?“

„Nein, denn von Liebe war zwischen uns nicht viel die Rede. Ich habe dir außerdem versprochen, dich nicht mit meiner Liebe zu quälen, als wir uns einander für das Leben angelobten. Stets aber habe ich empfunden, daß wir uns innerlich immer näher gekommen sind, und daß meine treue Liebe schließlich die deine wecken muß. Du weißt, daß du keinen treueren, selbstloseren Freund im Leben hast, als mich und daß ich keinen anderen Lebenswunsch hege, als dir das Leben leicht und schön zu gestalten. Aber nichts Erzwungenes, Ingelid, möchte ich von dir. Frei sollst du sein, in deinem Denken in deinen Empfindungen, und darum habe ich unseren Hochzeitstag auch noch immer hinausgeschoben, weil ich weiß, daß du dich selber noch gar nicht kennst.“

„Nur zu gut,“ kam es bitter von ihren Lippen.

„Mit sechsundzwanzig Jahren ist man wirklich, wie du richtig sagst, kein Kind mehr. Aber wie du willst, Leo. Ich bereue, eine Bitte an dich gewagt zu haben.“

Tiefer Unmut prägte sich in dem frischen, offenen Gesicht des Mannes aus, als er ernst erwiderte:

„Lassen, Ingelid, leide ich auch bei dir nicht. Ich meine, die drei Tage werden dir gut sein, um dich selber wiederzufinden. Ach, da kommt ja auch Tante Bella.“

Mit vielem Geräusch flog die Tür auf, und eine große, dicke Dame mit etwas verblaßtem, hellrotem Haar, das unter einer grauen Sportmütze hervorquoll, in jeder Hand einen Skistab, stürzte sich auf Leo zu, ihn hastig umarmend, so daß die beiden Stäbe energisch gegen Leos Rücken klopften:

„Gott sei Dank, daß ich dich noch erwische. Ich glaubte schon, du seist abgereist, aber der Junge trödelte wieder so. Wo ist er denn nur geblieben, soeben war er doch noch bei mir?“

Sie sah sich ganz wild um und seufzte dann tief auf:

„Herrlich ist es draußen. Wir haben schon einen tüchtigen Bummel hinter uns.“

Dabei klopfte sie energisch den Schnee von ihren großen Filzschuhen.

„Ich danke dir, Tante Bella,“ lachte Leo vergnügt auf. „Leider kann ich nun aber auf den Onkel nicht mehr warten. Grüß ihn von mir.“

Er küßte erst der Tante und dann Ingelid die Hand.

„Irmengard schläft wohl noch?“ fragte er dann.

„Auch ihr einen Abschiedsgruß.“

In demselben Augenblick wurde wieder die Tür

aufgerissen, und ein Mann von etwa sechzig Jahren, mit stark verwittertem, bartlosen Gesicht, ein Monokel im Auge, einen großen, grauen Schal um den Hals gewunden, stürmte in die Halle.

Das war der Junge, wie Bella von Rotteck, die Tante der beiden Schwestern, ihren Bruder Gerwin zu nennen pflegte.

Auch er drückte Graf v. d. Decken an sein Herz, als gelte es einen Abschied fürs Leben.

„Komm mir gesund wieder,“ mahnte er, „und nimm dich vor Erkältungen in acht. Zieht immer so in den verdammten Schlitten. Himmeldonnerwetter, Mädel, was machst du denn für ein verdammtes Gesicht,“ herrschte er Ingelid an.

„Laß doch, mein Junge,“ wehrte Tante Bella, dabei aber forschten ihre kleinen, blaßblauen Augen neugierig indiskret in den Zügen der Nichte.

„Na, da hat's wieder einmal etwas gegeben,“ dachte sie. „Großer Gott, wenn sie doch endlich heiraten wollten. Man kommt ja aus den ewigen Aufregungen nicht heraus.“

Nun standen sie alle um den Schlitten, aus dem Graf Leo abschiednehmend herauswinkte.

Sein Auge hing ernst und bittend an Ingelids Antlitz, aber kein warmer Strahl leuchtete in ihren Augen auf.

„Los!“ gebot er dem Kutscher.

Ohne noch einmal das Haupt zu wenden, flog Leo nach flüchtigem Gruß in dem Schlitten davon.

Eine dunkle Röte lag auf Ingelids Wangen.

„Wenn ich Leo wäre,“ sagte Tante Bella erbittert, „ich ließe dich sitzen.“

„Das bleibt ihm ja unbenommen, Tante.“

Tante Bella hob die Augen zum Himmel.

Ihr Bruder aber sagte:

„Weiß gar nicht, warum du dich immer in die Liebessachen des Mädels mischst, Alte! Laß doch. Die plumpst ja doch mit beiden Händen rein.“

Tante Bella aber schoß wie ein Stoßvogel auf ihn zu:

„Menschenskind, Junge,“ rief sie erbost, „du hast ja wieder nicht die Wickelgamaschen an. Willste wohl? Aber mal trab!“

Graf Gerwin Rotteck sah betroffen an sich hernieder. Wahrlich, die Wickelgamaschen hatte er vergessen, und seine weißen Wollstrümpfe guckten nun fürwitzig unter den kurzen, grauen Sporthosen unglaublich komisch hervor.

Verfluchte Geschichte! Er wußte nicht aus noch ein mit diesen Sportsachen. Aber Bella hatte ja darauf bestanden, daß er mitmache, na, und was Bella wollte, das hatte sie ja auch immer durchgesetzt.

Brummend trollte er sich ins Haus.

„Was man mit dem Jungen für einen Aerger hat“, seufzte Tante Bella, ihre Schneestäbe, auf die sie sich stützte, heftig aufstoßend, „aber was wird denn nun mit dir?“ forschte sie, Ingelid scharf ins Gesicht sehend.

„Unsere Mannschaft ist nicht beisammen, Tante. Ich habe James Wood versprochen, heute auf der Bobsleighbahn den „Aar“ zu lenken.“

„Wood? Das ist der verrückte Kerl, der immer durch die Luft schwirrt. Gott bewahre, was du auch immer für Bekanntschaften hast. Maniereir sind ja tadellos, aber ich möchte dich warnen, Ingelid. So was vergißt nur zu leicht seine untergeordnete Stellung.“

Ingelids Augen flammten auf.

Aber sie preßte die Lippen, die schon eine heftige Antwort aussprechen wollten, fest aufeinander.

Mützen und weiße Sweater auf, Lachen und Scherz wurden herangeschoben, und überall tauchten weiße An Start war es jetzt lebendiger, Rodel und Bobszenen schwirte durcheinander.

Gerwin Rottok kam, angetan mit den neuen Wikkelmamaschen, die er sich in großen Wulsten verkehrt umgeschlungen hatte, einen Rodel in der Hand, auch zum Start.

„Willste mit, Bella,“ fragte er, „dann'rasch.“

Tante Bella kreischte.

„Du, du kannst doch gar nicht.“

„Das lernen wir. Andere haben es doch auch gelernt.“

„Es ist ganz ungefährlich, gnädigste Gräfin,“ mischte sich der Gesandtschaftsattaché von Sutheim, der eine feuerrote Sportkappe über seinen runden Kopf gezogen hatte, in das Gespräch. „Steigen Sie nur auf. Es ist herrlich, versichere ich Ihnen.“

Tante Bella sah sich hilfesuchend um.

„Bitte, Tante, tut's nicht,“ wehrte Ingelid.

„Nun gerade, ich werde doch wohl noch rodeln können.“

Mit Hilfe Sutheims, dem sie ihre Schneestäbe anvertraute, setzte sie sich dann zum Gaudium der Umstehenden auf dem Rodel umständlich zurecht.

Die graue, gestickte Sportjacke, die ihr beim Sitzen zu eng war, denn Tante Bella war von ansehnlicher Leibesfülle, knöpfte sie energisch auf, so daß sie lang hinter ihr her in den Schnee stipppte.

Niemand achtete darauf. Gerwin Rottok sah auf dem Rodel mit Siegerblicken um sich. Er kam sich sehr wichtig vor in dem Augenblick, da er zum erstenmal mit einer Dame zu Tal fuhr. Gestern hatte er schon heimlich geübt. Bei den Kurven war er zwar immer in einen Schneehaufen gefahren, aber was schadet das? Es erhöhte nur das Vergnügen.

„Siehst du, Bella? Ja, na denn los!“

„Rodel — Heil, Rodel — Heil!“ schrie es von allen Seiten, und fort sauste nach einigen verzweifelten Anstrengungen des Lenkers das kleine Gefährt.

„Achtung, Rockschlippen,“ schrie es lachend hinter ihnen her.

Tante Bella griff entsetzt nach ihrem Paletot, aber da war das Unglück schon geschehen, das alte Geschwisterpaar wälzte sich kopfüber in den tiefen Schnee.

Alles stürmte ein Stück des Weges hinab, um zu helfen.

Auch Ingelid mußte wider Willen lachen. Zu komisch hatte es ausgesehen. Des Onkels Monokel saß aber noch fest, und das war die Hauptsache. Tante Bella behauptete, daß er sogar des Nachts damit schliefe.

„Hast du dir weh getan, Tante?“ fragte Ingelid, mühsam das Lachen verbeißend und der dicken Dame den Schnee von den Kleidern klopfend.

„Du herzloses Geschöpf, du lachst wohl noch gar über uns? Beide Beine hätten wir uns brechen können.“

„Aber ihr habt sie ja nicht gebrochen. Im übrigen war nur deine Jacke daran schuld.“

„So, meinst du?“

„Natürlich, gnädigste Gräfin“, behauptete Sutheim. „Aller Anfang ist schwer. Versuchen Sie es nur noch einmal.“

Unschlüssig sah Tante Bella sich um. Dann seufzte sie tief auf, und ein unglaublich komisches Lächeln zog um ihren breiten Mund, als sie aus tiefster Seele versicherte:

„Nun werde ich auf die alten Tage noch ganz verrückt. Junge, Junge, was soll aus uns werden?“

„Wir rodeln, Alte“, lachte Graf Rotteck vergnügt. „Vorwärts, los!“

Und nachdem Tante Bella auf dem Rodel ordentlich verstaubt war, wobei alle Umstehenden hilfreiche Hand leisteten, flog der Rodel die beschneite Straße hinab, einem ungewissen Ziele zu. Inge-

ild sah dem Zweisitzer fast böse nach. Da fuhr nun auf dem Rodel dahin, was eigentlich ihr ganzes Leben ausmachte, ihre ganze verkümmerte, verbitterte Jugend.

Die engbegrenzte Häuslichkeit der Geschwister ihres verstorbenen Vaters, der seinen Kindern nichts als Schulden hinterlassen, das war ihre Welt, ihre und Irmengards Heimat. Schreien hätte Ingelid können und drohend die Fäuste heben, und doch mußte sie den beiden noch dankbar sein und demütig die Hände küssen, daß sie so treu für sie und die Schwester sorgten.

Wie eine Erlösung aus der Hölle war ihr voriges Jahr, hier in Oberhof, Leos Werbung gekommen. Er gefiel ihr, sie achtete und schätzte ihn, wie sie bis jetzt geglaubt, sogar lieb, wenn auch vielleicht nicht so, wie er sie liebte. Sie hatte das eifrigste Bestreben, ihm eine treue Frau, eine verständige Gefährtin zu sein. Leos Verhältnisse waren glänzend, und oft, ach, nur zu oft träumte sie mit geschlossenen Augen, wie es sein möchte, wenn sie erst einmal als Herrin auf Wolsau schaltete. Nicht mehr ängstlich mit jedem Groschen rechnen, nicht mehr die ewigen Ermahnungen Tante Bellas und die derben, schonungslosen Wahrheiten des Onkels hören zu müssen, dünkte ihr schon ein Paradies. Wenn sie zuweilen doch voll ängstlicher Scheu daran dachte, daß ihre Neigung zu Leo am Ende doch nicht ausreichen könnte für ein ganzes, langes Leben, dann hatte sie, ganz entsetzt über ihre eigenen Gedanken, alles Unbequeme weit von sich geschoben und nur dem Augenblick gelebt. Und wenn Leo, dem nicht ein Zug ihres Antlitzes entging, der in ihrer Seele zu lesen verstand wie kaum ein anderer, besorgt fragte und forschte, und sie, von dem Gefühl ihrer innerlichen Ehrlichkeit getrieben, von ihren Zweifeln und Kämpfen sprach, da hatte ihr Leo mehr als einmal geantwortet:

„Laß doch das Grübeln, Ingelid. Meine Liebe ist stark und groß, fest und treu. Sie reißt dich über Abgründe und schwindelnde Grate, sie hält, sie trägt dich. Sieh, Kind, ich kann dir so nachfühlen, wie unsicher du in deinen Gefühlen vorwärtstappest, und es ist mir lieb, daß es so und nicht anders ist. Gerade ob deiner Ehrlichkeit liebe ich dich doppelt.“

Als ich um dich warb, wußte ich, daß ich dir nichts war als eine gute Partie, die du nicht ausschlagen durftest und wolltest, weil du dich heraussehnst aus der engen Haft. Aber ich wußte und fühlte auch, daß meine heiße, treue Liebe die deine wecken würde. Damals gelobte ich mir und dir, Ingelid, daß ich dienen wollte um diese Liebe, und täglich, stündlich sah ich deine Zuneigung, dein Vertrauen zu mir wachsen. Es gab eine Zeit, Ingelid, da habe ich geglaubt, und ich schäme mich jetzt, daß ich es denken konnte, wenn ich dich nur erst als mein Weib in Wolsau hätte, dann wäre alles gut. Heute muß ich dir sagen: du kannst nur mein Weib werden, wenn du mich wirklich liebst!“

Und Ingelid hatte dann fest den Kopf gegen seine Schulter gelehnt und gesagt: „Ich will es lernen, du Lieber, Guter.“ —

Ingelid, die jetzt langsam dem Schloßhotel zue schritt, dachte daran, wie Leo ihren leichtsinnigen, jungen Bruder Ott, der bei der Garde in Berlin als Leutnant stand, erst vor ganz kurzer Zeit vor einem schimpflichen Ende bewahrte, als Ott Schulden hatte und sich eine Kugel durch den Kopf jagen wollte.

Aber nicht nur Otts äußere Verhältnisse hatte Leo mit Umsicht und Energie geordnet, sondern mit echt brüderlicher Liebe und Treue, wenn auch mit unerbittlicher Strenge, hatte er sich des vaterlosen, jungen Sausewinds angenommen.

Da gab es keine Sektgelage und Liebesmähler mehr bis in die Nacht hinein, keine Theaterprinzessinnen und kostspieligen Abenteuer aller Art, sondern ernste Arbeit für den Mann, der nicht schlecht, sondern nur leichtsinnig war, der sich, wie sie, sehnte nach dem Leben und seiner Glut.

Ingelid preßte die weißen Zähne aufeinander, daß sie leise knirschten.

Sie war fast unbewußt am Start stehengeblieben, wo sich ein Bobsleigh nach dem andern benannte und ein Rodel nach dem andern zu Tal flog.

Mechanisch grüßte die Gräfin hier und dorthin. Umsonst sah sie sich nach Irmengard um, und unwillig dachte sie:

„Ob das Mädel denn noch immer schläft?“

Und wieder kroch Ingelid eine heiße Angst zum Herzen.

Ach Irmengard war von diesem Drang zum Lebensgenuß beherrscht wie Ott und sie selbst.

Was half alles Ringen und Kämpfen? Urplötzlich war sie wieder da, diese heiße Sehnsucht nach dem Leben, nach Genuß, nach Lebensfreude.

Der Gesandtschaftsattaché trat wieder auf Ingelid zu.

„Gnädigste Gräfin sind heute, wie ich höre, ohne Mannschaft. Wollen Sie nicht auf der „Hexe“ mitfahren?“

„Danke, Herr von Sutheim — ich steuere heute den „Aar“ selbst.“

„Belastung?“ fragte der Attaché, wie es schien, mit einem leisen Lächeln.

„Zwei Burschen aus dem Dorfe, mit denen ich öfters fahre, wenn die Mannschaft nicht vollzählig, und James Wood.“

Verschärfte sich nicht das Lächeln auf Sutheims Gesicht?

„Wünsche viel Vergnügen, Gräfin, da kommt auch meine Bob-Mannschaft.“

Haus Ulrich Vossen und seine Schwester, Irmengard, Herr von Köpping, Sutheim und der Prinz umstanden jetzt lachend und plaudernd Gräfin Ingelid.

Die Damen trugen weiße Röcke, rote Sweater und rote Mützen. Wie die Teufel sahen sie alle aus. Aber sonnige Frische lag auf jedem Gesicht.

Eigentlich sollten wir zürnen, Gräfin,“ wandte der Prinz sich zu Ingelid, indem er sich über ihre Hand beugte, „daß wir heute von dem „Aar“ verbannt sind.“

„Aber erlauben Sie mal, lieber Prinz,“ mischte sich Irmengard lachend in das Gespräch. „Hoheit scheinen die Ehre, für heute in die Bob-Mannschaft der „Hexe“ eingereiht zu sein, gar nicht in genügender Weise zu würdigen.“

„Doch Komtesse, denn wenn Sie mich nicht heute in Guaden aufgenommen hätten, wäre ich ja, nachdem mir Gräfin Ingelid erklärt, heute ohne mich zu fahren, ganz verwaist gewesen.“

„Sie bereuen wohl schon, Hoheit, mir den „Aar“ anvertraut zu haben?“ fragte Ingelid etwas hochmütig.

„Durchaus nicht, Gräfin, ich bin glücklich, Ihre Wünsche erfüllen zu können.“

Wieder beugte er sich über ihre Hand, und Ingelid bemerkte, wie leise das Blut in sein blasses Gesicht stieg. Und wie sie aufblickte, sah sie die breite, verschneite Straße entlang die hohle Gestalt James Woods auf den Start zuschreiten, und dabei trat plötzlich eine heiße Blutwelle auch in ihr Gesicht.

Der junge Vossen, der bisher vergeblich nach Kerlehen ausgeschaut, saß schon am Steuer.

„Also ich bitte, meine Herrschaften.“

Im Augenblick hatte sich der Bobsleigh bemannt.

„Fertig?“ klang Vossens Stimme, und: „Fertig! All right!“ schallte es zurück.

Mit wuchtigem Sprung schwang sich Köpping als Bremser auf den Bob, so dem Schlitten den nötigen Schwung gebend, der das schwere Gefährt pfeilschnell abwärtsführte.

„Bob — Heil!“ ließ sich da plötzlich eine tiefe Stimme neben Ingelid vernehmen, und es dünkte ihr, als hätte diese tiefe Stimme einen ganz besonderen, bewegten Klang.

Lächelnd hob sie die Augen zu James Wood auf. Ueber aufgeschauelte Schneewälle reichten sie sich die Hände.

„Wo haben Sie denn den „Aar“?“ forschte sie. „Ich sehe ihn nicht.“

„Ich habe ihn durch die beiden Burschen zum Klubhaus schaffen lassen, Gräfin. Wir wollen doch auf der Bahn fahren. Nicht wahr? So versprochen Sie es mir, und ich habe gedacht, daß wir, wenn es Sie nicht zu sehr ermüdet, bei dem herrlichen Wetter das Stück bis zum Start der Bobbahn gehen.“

„Aber natürlich, ich freue mich, mir etwas Bewegung zu machen.“

Schon schritt sie an seiner Seite die Straße entlang, ein Lächeln um den roten Mund und mit keinem verträumten Ausdruck in den lichtblauen Augen.

Die Schloßwiese mit ihrem weißen, duftigen Pelzmantel leuchtete und funkelte im Sonnengold. Rechts dehnte sich die spiegelglatte Eisfläche der Schlittschuhbahn, die schon ziemlich belebt war. Einen Augenblick standen die beiden hohen Gestalten, um zu schauen.

Aber nicht die Kunstläufer auf dem Eise waren es, die ihre Aufmerksamkeit fesselten, sondern der uneingestandene Wunsch beherrschte beide, die Schönheit des klaren, sonnigen, leuchtenden Wintermorgens in schweigender Gemeinsamkeit zu genießen.

Langsam gingen sie jetzt durch das verschneite Oberhof mit seinem dunkelblauen Himmel und den hochaufragenden weißen Bäumen. In jedem Zweig, an jedem Astchen funkelten Millionen kleiner, weißer Eissternchen. Raufrost auf Baum und Strauch und duftige weichgewellte Schneeberge überall in der schimmernden Ferne.

Jetzt schritten sie am Hotel Sanssouci vorüber.

„Hier wohne ich,“ sagte der Flieger, „und wenn ich des Morgens in meine Loggia trete, die oft ganz voll Sonne ist, dann sehe ich über den weißen Schnee hinweg zum Schloßhotel gerade auf Ihr Fenster, Gräfin.“

Sie mochte nicht fragen, woher er wisse, welches Zimmer sie bewohne. Sie lächelte nur.

„Sehr gute Augen müssen Sie haben, Mister Wood.“

„Auch beim Mondenschein,“ erzählte er. „kann ich Ihr Fenster ganz deutlich sehen. Wenn das Licht erlischt, dann weiß ich immer, daß auch Sie Ruhe gefunden haben.“

„Wer sagt dir denn das?“ hätte sie am liebsten erwidert. „Was weißt du, ob ich hier nicht jede Nacht durchwache?“

Doch das war ein gefährliches Gebiet. Niemals hatte sie so deutlich gefühlt, daß sie auf der Hut sein müsse.

Jedes Wort, jeder Blick dünkte ihr eine Gefahr.

Sie klopfte gelassen den Schnee von ihrem Kleide, mit dem sie einen Schneeberg gestreift, und schritt weiter mit ihm die Crawinkler Straße, die in sanfter Neigung zur Wegscheide durch den tiefen Tannenwald führte, entlang.

Die Häuser hatten jetzt aufgeehrt. Dort, wo der Weg zum großen Springhügel abzweigete, begegnete

ihnen noch eine Kolonne Skiläufer. Jetzt war die Straße menschenleer.

Ingelid atmete wie befreit auf. Ihre Brust weitete sich, und in ihre Augen trat ein helles Licht.

James Wood konnte den Blick nicht von dem reizvollen Frauenantlitz wenden, dessen edles Profil ihn entzückte.

Das dunkle, wellige, seidenweiche Haar quoll üppig unter der weißen Mütze hervor, und die roten Lippen glühten wie purpurne Rosen. Wie sicher und wie elastisch ihr Gang war!

Wie zwei Königskinder schritten die beiden hohen, gebietenden Gestalten zwischen den beschneiten Tannen dahin.

„Beschleicht Sie nicht doch ein klein wenig Furcht, Mister Wood, Ihr Leben jetzt in meine Hand zu geben? Es ist nicht ungefährlich auf der Bobbahn. Die kleinste unglückliche Schwenkung der Mannschaft, die geringste Unaachtsamkeit kann uns gegen eine Eiswand oder in den Abgrund werfen.“

Der Flieger lächelte.

„Mit Ihnen zu sterben, Gräfin, müßte doch süß sein, vornehmlich“ — er zögerte einen Augenblick — „wenn man nicht mit Ihnen leben kann.“

Hatte sie den Schlußsatz nicht verstanden?

Kein Zug in ihrem Antlitz gab davon Kunde, als sie kühl und fachlich erwiderte:

„Es stirbt sich nicht immer leicht, Mister Wood. Ich meine auch nicht, daß Sie Furcht um Ihr Leben hegen, aber es ist nicht jedermanns Sache, sein Leben einem Weibe anzuvertrauen.“

„Sie haben recht, Gräfin, aber wenn man diesem Weibe vertraut, unbedingt, blindlings.“

„Das ist jedenfalls sehr unvorsichtig. Haben Sie nicht gehört, daß Weiber unberechenbar sind und daß ihnen meist die nötige Geistesgegenwart fehlt, eine Gefahr abzuwenden?“

„Ihnen nicht, Gräfin. Ich halte Sie für äußerst kaltblütig und geistesgegenwärtig. Kühle Naturen wie Sie verlieren selten die Herrschaft über sich, und da fühle ich mich auf dem Bob ganz sicher in Ihrer schönen Hand.“

Ingelid lachte scharf auf.

„Wenn Ihre Menschenkenntnis Sie nur nicht täuscht, mein bester Mister Wood.“

„Nein, meine Gnädigste, wir Flieger lernen scharf beobachten, sehr scharf sogar. In unserer grenzenlosen Einsamkeit dort oben in den Lüften lernen scharf beobachten, sehr scharf sogar. In unserer grenzenlosen Einsamkeit dort oben in den Lüften lernen wir erkennen, wie wichtig und eitel doch das kleinliche Getriebe der Welt da unten ist, und daß die einzelnen Höhenmenschen, denen wir begegnen, nicht mit dem gewöhnlichen Maßstab gemessen sein wollen.“

„Was nennen Sie Höhenmenschen?“

„Nicht solche, Gräfin, die in den Lüften kreisen, sondern die, welche es verstehen, die heilige Flamme zu hüten, die über dem kleinlichen Getriebe der Alltagswelt als Höhenfeuer lodert. Sich über den Alltagsstaub erheben, alles abzustreifen, was uns im Werketag hemmt, ist das höchste Glück. Ich glaube, darum bin ich Flieger geworden. Es ist geradezu unbeschreiblich schön, wenn ich mit meinem „Aar“ — mein Zweidecker trägt zufällig den Namen Ihres Bobsleighs — über dem Erdball dahinreise. Ich möchte jauchzen vor Lust, wenn der „Aar“ dann mit mir zur Höhe steigt. Ach, Gräfin, Sie müssen es mit erleben. Wenn dann alles unter uns verschwindet, wenn Berge, Flüsse, Seen kleiner und kleiner werden und man, schließlich losgelöst von allem Irdischen, auf seinem Sitze ruht und nichts mehr sieht als das Blitzen der Sonnenstrahlen und nichts mehr hört als das Sausen der

Propeller, ach, Gräfin, dann erst ist das Leben unser.“

Ingelids Wangen glühten dunkel. Unsicher und doch voll sprühender Lust an der Gefahr entgegnete sie:

„Es wäre mein höchster Wunsch, das einmal zu erleben. Losgelöst von allem, frei da oben in der Luft zu schweben, in dem reinen, unermesslich herrlichen Königreich.“

„Sie werden mit mir fliegen, Gräfin,“ bat er leidenschaftlich, einen Augenblick stehenbleibend und nach ihrer Hand haschend, „bitte, sagen Sie ja.“

„Ich habe es Ihnen ja bereits versprochen, Mister Wood. Wenn ich kann, werde ich bei Ihrem nächsten Fernfluge mit Ihnen fliegen.“

„Wenn ich kann? Gibt es für Sie etwas, was Sie hindern könnte, nicht das zu tun, was Sie mögen?“

„Mancherlei. Ich bin das unfreieste Menschenkind, das Sie sich denken können. Dann weiß ich auch noch nicht, wie mein Verlobter darüber denkt. Gegen seinen Willen möchte ich es nicht tun.“

Dunkel, fast zornig traf sie des Fliegers Blick.

„Lassen wir das,“ sagte er rauh. „Ich bin überzeugt, daß, wenn Sie wollen, Sie mit oder ohne Erlaubnis Ihres Herrn Verlobten fliegen werden. Doch da sind wir ja zur Stelle.“

Tief verschneit lag das hübsche Klubhaus des Wintersportvereins dicht am Start der Bobsleighbahn, vor dem schon die beiden Thüringer Bauernsöhne, die Ingelid zur Belastung und zum Bremsen des „Aar“ mitnehmen wollten, warteten.

Links vom Klubhaus erhob sich der elektrische Aufzug, ein besonderer Vorzug Oberhofs, der für ein geringes Entgelt elektromotorisch Menschen, Rodel und Bobs von der Schwarzwälder Straße zur Crawinkler Straße 130 Meter hinauf und auch wieder herunterbefördert. Jetzt war der Aufzug noch ganz leer.

„Ist die Bahn frei?“ fragte Ingelid die beiden blonden thüringer Jungen, die schon den „Aar“ bereithielten und beide mit glänzenden Augen in Ingelids Gesicht starrten.

„Stark vereist, gnädige Gräfin!“ ermannte sich der eine der beiden zu erwidern.

„Ach, das schadet nichts. Ihr habt wohl schon lange gewartet! Habt ihr euch denn gestärkt?“

Die Burschen nickten. Mit der schönen Gräfin zu bobben war für sie immer ein Fest, wenn sie sich auch mäuschenstill dabei verhalten mußten.

James Wood streifte mit finsterem Blick die jungen Männer. Wenn er sich auch sagen mußte, daß die Fahrt ohne Belastung nicht möglich war, und er froh sein mußte, daß Ingelid die beiden Burschen gewählt, die keinerlei Anspruch an sie stellten, so war er doch voll Unmut. Er hatte es sich so herrlich gedacht, mit ihr ganz allein die Bahn hinabzusausen, und nun stand sie lächelnd und wies kurz den Burschen die Plätze an.

„Wollen Sie hinter mir Platz nehmen, Mister Wood?“

Er saß dicht hinter dem schönen Weib, das ruhig beide Hände am Steuer hielt.

„Ich gebe kein Kommando“, erklärte sie mit halb zurückgewandtem Gesicht. „Heinrich, los!“

Der Bremser schwang sich mit einem kräftigen Ruck auf den Bob. Ein Schwingholen der vier Körper, und der Bob sauste die kaum drei Meter breite Bahn hinab.

Ingelid saß wie aus Erz gegossen am Steuer.

Nur bei der ersten kleineren Kurve, wo sich Wood nach rechts neigte, ein Manöver, das von der ganzen Mannschaft genau ebenso ausgeführt wurde, war es James, als neige sie sich, leise nach ihm

lauschend, zurück. Glänzend wurde die Kurve genommen.

Rechts hob sich der dunkle, verschneite Wald, links fiel dicht hinter der Bahn mit ihren überhöhten Kurven der Weg steil ab nach der Straße, die Bahn und die kühne Lenkerin des Bobsleighs. Sein Herz schlug schneller, wenn er gewährte, wie kühl, sicher und ruhig den Schlitten führte.

Jetzt kam die große, die sogenannte Kronprinzenkurve.

„Bremsel!“ kam es nur kühl und klar von den roten Lippen.

Und wie ein Pfeil schoß der „Aar“ in die Kurve ein.

Die Mannschaft, die links ausgelegt, streifte fast den Boden, aber der „Aar“ lief sicher an der Eiswand entlang und gewann siegreich die glatte Bahn. Einen Augenblick hatte der Flieger doch den Atem angehalten, nicht seinetwegen, sondern weil er um Ingeborg gezittert.

Jetzt lächelte er. Welche Himmelseligkeit mußte es sein, mit ihr zu fliegen, mit ihr, die keine Furcht kannte. Davon wollte er träumen hier in dem weißen Wald, während sie die fast zweitausend Meter lange Bahn hinabsausten, als wären sie eins, als gehörten sie zueinander in Zeit und Ewigkeit.

(Fortsetzung folgt.)

Naturwissenschaft in der Küche.

Das Leben bietet uns auf Schritt und Tritt Gelegenheit zum Nachdenken. Nur für den Uninteressierten mit stumpfen Sinnen ist die Welt ein sinnloses Durcheinander von Tatsachen. In Wirklichkeit spielen sich die Dinge und Begebenheiten rings um uns nach Regeln und Gesetzen ab, die einen strengen Sinn haben. Und man braucht gar nicht weit zu gehen, um diese Gesetze zu finden; sie sind überall zu erkennen, auf der Straße, in unseren Wohnräumen, ja in der Küche sogar.

Da ist zunächst schon das einfache Kochen. Bevor man an das Anrichten der Speisen geht, braucht man siedendes Wasser. Was Sieden ist, weiß jeder. Wenn das Wasser Blasen schlägt und heftig Dampf aufsteigt, so siedet es. Das geschieht gewöhnlich bei 80 Grad Reaumur gleich 100 Grad Celsius. Da es bekanntlich viel höhere Temperaturen gibt, so fragt man: kann man denn nicht auch das Wasser heißer machen als siedend. Nur Neulinge in der Küche glauben, je länger man den Brei kocht, desto heißer wird er. In Wirklichkeit aber ist 100 Grad Celsius, oder die sogenannte Siedetemperatur die höchste Temperatur, auf die man unter normalen Verhältnissen das Wasser bringen kann, und zwar aus folgenden Gründen:

Die Chemie stellt sich vor, daß das Wasser wie jede Flüssigkeit aus einzelnen kleinen Teilchen besteht, Moleküle genannt, die ganz eng beieinander lagern. Auch die festen Stoffe (Eisen, Stein) und die Gase (z. B. Luft) bestehen aus einzelnen Molekülen, nur mit dem Unterschied, daß in festen Stoffen die Teilchen gedrängter bei einander liegen, beim Gase dagegen lockerer. Die Moleküle liegen nicht einmal ganz ruhig bei einander, sondern bewegen sich, und zwar ist diese Bewegung natürlich am stärksten im Gase, am unbedeutendsten im festen Stoffe. Erwärmt man das Wasser, so geht die Wärme in das Wasser über, und die Moleküle, von der Kraft der Hitze angetrieben, beginnen sich rascher zu bewegen. Schließlich — wenn die Hitze noch stärker wird — wird der Tanz der Moleküle so leb-

haft, daß die einzelnen aus dem Wasser herauspringen: die Kraft der Wärme zersprengt die Wassermasse und schleudert Wassermoleküle in Form von Dampf in die Luft. Auch bei niedriger Temperatur wandern Moleküle von der Flüssigkeitsoberfläche in die Luft, das äußert sich als Verdunsten. Bei 100 Grad fangen die Moleküle der ganzen Wassermasse an, sich lebhaft nach außen zu drängen, so daß die Dämpfe nicht allein auf der Oberfläche, sondern auch innerhalb der Flüssigkeit entstehen — das Wasser siedet. Von nun ab mag man dem Kessel noch so viel Hitze zuführen, die ganze Kraft der Wärme geht doch nicht mehr darauf, die Temperatur des Wassers noch mehr zu erhöhen, sondern die Moleküle von einander zu reißen, d. h. die Flüssigkeit in Gas (in Dampf) zu verwandeln.

Reines Wasser siedet bei 100 Grad. Man kann aber leicht die Beobachtung machen, daß Milch eher siedet als Wasser. Das kommt daher, daß Milch viele ölige Bestandteile hat, die sich leicht verflüchtigen. Die Moleküle jeder Flüssigkeit haben das Bestreben, auf der Oberfläche sich loszulösen und in Dampf überzugehen. Aber bei jeder Flüssigkeit ist diese Verdampfungslust oder wie man an der Chemie sagt, die Dampftension verschieden. Leichte Flüssigkeiten haben eine größere Dampftension als schwere, infolgedessen sieden sie auch schneller als schwere. Zum Beispiel siedet Spiritus schon bei einer Temperatur von niedriger als 80 Grad Celsius, dagegen braucht man fast 360 Grad Celsius, um das schwere Quecksilber zum Sieden zu bringen.

Eine aufmerksame Köchin kann die Beobachtung machen, daß das Wasser nicht immer gleich rasch siedet. Bei regenschwerem, trübem Wetter übt die Luft einen größeren Druck auf die freie Oberfläche des Wassers aus; dann brauchen die Wassermoleküle mehr Energie, mehr Hitze, um den Luftdruck zu überwinden und hinauszuhüpfen. An einem heißen, trockenen Sommertage dagegen genügt schon etwas weniger Wärmekraft als sonst, um das Sieden zu verursachen. Ähnliche Beobachtungen kann man in der Sommerfrische machen. Geht die Reise nach dem Gebirge, wo der Luftdruck geringer ist, so kann man eine Verminderung der Siedetemperatur des Wasser (unter 100 Grad) wahrnehmen, an der See dagegen ist mit gesteigertem Luftdruck auch die Siedetemperatur etwas größer als 100 Grad.

Die Nahrungsaufnahme und Verdauung bestehen in einer ganzen Reihe feiner physikalischer und chemischer Vorgänge. Die Nahrungszubereitung gründet sich auf diese Vorgänge — natürlich unbewußt, denn man braucht kein Doktorexamen in Physik und Chemie gemacht zu haben, um einen guten Braten zubereiten zu können. Wo aber die Wissenschaft mit der Küche sich vereinigt, dort treten auch bedeutende Ergebnisse zutage, man erinnere sich z. B. an die für die Heilkunst so wichtige Krankenkost. Jeder Hausfrau steht es frei, die Erfahrungen am Kochherde durch Ueberlegung und Nachdenken zu vertiefen. Tut es die Hausfrau, so wird sie zur Ueberzeugung gelangen, daß Kochen keine grobe und mechanische Arbeit ist, sondern eine interessante und achtenswerte Beschäftigung.

Was Viele nicht wissen:

Daß das, was wir in frühen Morgenstunden als „Tau“ bezeichnen, nicht immer aus der Luft kondensiertes Wasser ist, sondern von der Pflanze in tropfbar flüssiger Form abgeschiedenes Wasser. Beispiele: Manche Getreidearten, Mais, Kapuziner-

Aphorismen

kresse. Berühmt dafür sind manche Araceen, deren Blattspitzen sehr viel Wasser absccheiden und oft auch befähigt sind, die Tropfen weit wegzuschleudern. An einem Blatt wurden schon bis zu 190 Tropfen in der Minute gezählt, so daß von der Pflanze ein wahrer Sprühregen ausging.

Daß die Fische kein Gedächtnis haben. Ihnen fehlt die „graue Gehirnschicht“ der höheren Tiere, die allgemein als Sitz des Gedächtnisses angesehen wird. Daher ist es erklärlich, daß besonders Hechte und Forellen immer wieder anbeißen. Es sind schon Fische gefangen worden, die fünf, sechs und noch mehr Angelhaken im Maul oder Magen usw. hatten, und trotzdem wieder an die Angel gingen.

Daß die Naturvölker in Afrika, Amerika und Australien schon Telegraphen hatten, bevor die Europäer nach dort kamen. Die Eingeborenen Afrikas benutzten zum Telegraphieren Trommeln. Eine solche Trommel besteht aus einem Stück ausgehöhlten Baumstammes, der auf beiden Seiten mit Antilopenhaut überzogen ist. Dumpfklingende Trommeln übermittelten die Kriegsnachrichten und kleine, hellklingende die Freudensbotschaften. An den Kongofällen trommelten sich die Bewohner förmliche Gespräche zu. Ein Indianerstamm in Brasilien, die „Catuquinari“, besaßen Trommeln, die in der Erde eingebaut wurden, so daß der Schall unterirdisch fortgepflanzt bis zur Empfangsstation ging, die aus einer ähnlich gebauten Trommel wie die Senderstation bestand. Die Australneger endlich bedienten sich der Rauchsignale. Die Bedeutung dieser Signale ergab sich aus Gestalt und Färbung der Rauchsäule. Außerdem wußten die Australneger der Rauchsäule durch Kunstgriffe seltsame Formen zu geben, wodurch der Telegramm-Wortschatz reichlich vermehrt wurde.

Daß die Erfindung des ersten Kinetographen eigentlich einer Wette ihre Entstehung verdankt. Zwei hochgestellte kalifornische Beamte wandten sich an einen Photographen, der mittels Kamera ihre Wette entscheiden sollte, ob ein Pferd im schnellsten Lauf jemals alle vier Füße gleichzeitig in der Luft halte. Der Photograph stellte 24 Apparate nebeneinander auf, deren Kamera-Verschluß durch Bindfaden derart gesichert war, daß erst das vorbeistürmende Pferd ihn löste. Das Resultat der 24 Platten ergab die Entscheidung, daß außer direkt beim Sprunge, niemals das Pferd gleichzeitig alle vier Hufe vom Boden entfernt hielt. Und diese 24 Platten wurden die Basis der „lebenden Photographie“.

Humoristisches.

Nach Mitternacht. Gastgeber (leise zu Frau und Tochter, die abwechselnd Klavier spielen): „Es ist alles vergeblich! Keiner macht Anstalten, aufzubrechen — versuchts mal vierhändig!“

Düpiert. Sträfling (der an dem ersten schönen Frühlingstag entlassen wird; vertraulich zum Gefängnisaufseher): „Und nun will ich Ihnen auch ein Geständnis machen, Herr Aufseher . . . ich war unschuldig!“

Ehemann. „Du mußt heiraten, lieber Freund! Gibt's denn etwas Schöneres als so eine treusorgende Frau, die kocht, was dir schmeckt, die deine Wäsche in Ordnung hält, deine Kleider flickt . . .“ — Junggeselle: „Freilich, so eine möchte ich schon haben!“ — Ehemann (in Gedanken): „Ich auch!“

Unmöglichkeit. Gast: „Ihr Kellner hat mir gestern einen ganzen Teller Suppe auf die Hosen gegossen; nun ist ein großer Fettfleck darauf.“ — Wirt: „Von unserer Suppe? Gänzlich ausgeschlossen!“

Willst du dein Ideal verlieren, so heirate es.

Wo die Ehe ein Handel ist, sind beide Teile betrogen

Frauen finden selbst für den unsagbaren Schmerz — Worte.

In mancher Liebe ist man nicht mit seinem Herzen treu, sondern mit seiner Eitelkeit.

Das Alter der Frauen zeigt sich am klarsten, wenn man sie über die — Jüngeren sprechen hört.

Die Frauen nehmen immer wieder Abschied von ihrer — Jugend.

Für eine Frau ist der Mann geistreich, der sie versteht.

Manche Frau verrät ein Geheimnis nur, um zu zeigen, daß man es ihr anvertraut hat.

So manche unglückliche Ehe wird nur von der öffentlichen Meinung zusammengehalten.

Frauen verstehen die Kunst, mit einem „Nein“ „Ja“ zu sagen.

In der Ehe findet man zuweilen nur jenes Glück, das man mitbringt.

Allerlei Wahres.

Den teuersten Stuhl der Welt besitzt der Papst. Es besteht aus massivem Silber und soll 360.000 Mark gekostet haben.

* * *

Einen Lokomotivpfeiff hört man im Ballon noch in 6500 Meter Höhe.

* * *

Auf der Insel Ceylon hat man große Scharen von Affen zum Pflücken der Kokosnüsse abgerichtet.

* * *

Auf dem gesamten Erdball sind 15.224 Leuchttürme errichtet. Die meisten davon, nämlich 12.191, befinden sich an den Küsten des Atlantischen Ozeans. Die geringste Anzahl, nämlich nur 88, sind in den Polarmeeren erbaut.

* * *

Die Engländer verbrauchen jährlich pro Kopf 21 Pfund Seife, Deutschland nur die Hälfte soviel, Rußland nur 2 Pfund.

* * *

Fast 113 Meter beträgt durchschnittlich die Höhe des Blau-Gummibaumes in Tasmanien, und sein Umfang anderthalb Meter über der Erde erreicht etwa 43 Meter.

* * *

In den deutschen Kolonien bestehen jetzt 2379 Schulen mit 10.475 Schülern. 90 Schulen sind von der Regierung errichtet worden. 71 davon liegen an der Küste von Deutsch-Ostafrika.

* * *

Obwohl die ehrliche Arbeit adelt, gibt es doch viele Leute, die dem Adel feindlich gesinnt sind.

* * *

Es gibt Menschen, die wenig Wünsche äußern, weil sie gerne bescheiden sein möchten und es auch wären, wenn sie nur leider nicht die Naivität besäßen; zu verlangen, daß man ihnen nun ihre Wünsche von den Augen abliest.

* * *

Hat der Löwe auch die Zähne verloren, so bedenke, daß er noch Tatzen hat.

* * *

Mürrische gibt es, die sich nicht gern ihre schlechte Laune verderben lassen.